(b 1938)

NLB Hannover/ZB 35
021 151 822

Das Jahr entlang!

Ländliches Brauchtum im Stift Hildesheim



Zweiter Teil

Unsere Diözese

in Vergangenheit und Gegenwart

Zeitschrift
des Vereins für Heimatkunde
im Bistum Hildesheim

*

Heft 1/2 12. Jahrgang 1938

Das Jahr entlang

Ländliches Brauchtum im Stift Hildesheim

Von

Hauptlehrer August Söding

Borsum

Zweiter Teil: Von Martini bis zum Frühjahrsbeginn



Druck und Kommissionsverlag

Franz Borgmeyer · Buchhandlung · Hildesheim

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort 3

St. Martin reitet durch Schnee und Wind 4

„O Bauernstube in Wintersruh'!" 6

Upper Wosteweike 11

„Dörflein, deine Kirch' umkränzet grün des Friedhofs ernst Geheg!" 14

„Bist ja unser Schutzpatron!" 22

„Es weihnachtet sehr" 25

„Zu Bethlehem geboren" 27

Silvesteroamd in Därpe 33

„Darin noch meine Wiege steht" 37

Selbst gesponnen, selbst gemacht 42

Sloa diu tau, eck kann nich! 47

Von alten dörflichen Hof- und Gemeinde-Backhäusern . . 50

Hacket, snöi Hacket, giwen Pärn watt in! 56

Die Borsumer Holzordnung 58

Fiuhe, fiuhe Faßloamd 64

Drei volkstümliche Heiligentage 68

„Brichst du Blumen, sei bescheiden!" 70

Vormals
Kgl. Bibliothek
Hannover

Vorwort.

Der vorliegende zweite Teil des Heimatheftes „Das Jahr entlang" bringt als Fortsetzung und Weiterführung die Darstellung des ländlichen Brauchtums von Martini bis zum Frühjahrsbeginn. Mit dieser Zeit der stillen dörflichen Winterruhe sind naturgemäß besonders reichhaltige Sitten und Gebräuche verknüpft. Sie gruppieren sich hauptsächlich um die volkstümlich bekannten Tage und Zeiten von Martini, Advent und Weihnachten, Fastnacht und Frühlingsankunft.

Nicht davon zu trennen ist eine Reihe alter Arbeitsgewohnheiten, Lebens- und Rechtsbräuche, die sich aus dem Jahreslauf ergeben und zum Teil noch heute immer darin wiederkehren. Diese mit zu berücksichtigen, erschien unbedingt geboten, um das Gesamtbild des Dorflebens im Jahresring möglichst vollständig zu gestalten. In dankenswerter Weise stellte das Archiv der „Landespost" bereitwillig 9 Klischees für die Bilder zur Verfügung.

Möge auch dieser zweite Teil der Arbeit gleich günstige Aufnahme finden wie der erste und so, mit demselben zu einem Ganzen vereinigt, in den Reihen des Landvolkes unserer stifthildesheimschen Heimat die oft genannte alte Niedersachsentreue und Gesinnung weiter pflegen und fördern, gemäß der Mahnung in Schiller's Wilhelm Tell:

„Steh zu deinem Volk!
Es ist dein angeborener Platz."

Borsum, am Fastnachtssonntage 1938.

August Söding.

St. Martin reitet durch Schnee und Wind.

Auf das Erntedankfest sind noch viele Tage und Wochen voll saurer, schwerer Landarbeit gefolgt. Die reiche Rübenernte galt es wohl zu bergen, die Felder mit den Wintersaaten sorgfältig zu bestellen. Dabei zog inzwischen immer mehr hoher Herbst ins weite Land. Schon ist wieder der Sankt Martinstag herangekommen, an dem man nach hergebrachter Gewohnheit gern die letzten Rüben aus der Erde heraus hat. Nun kann ruhig die kalte Winterzeit beginnen, wie es im alten heimatlichen Bauernliede heißt: „Die ganze Welt ist kreideweiß, und auf den Wiesen nichts wie Eis." Das bringt auch die bekannte Wetterregel zum Ausdruck: „St. Martin kommt nach alten Sitten zumeist auf einem Schimmel angeritten." Danach richtet sich dann der Winter. „Wie St. Martin führt sich ein, wird zumeist der Winter sein."

Neben dieser Bedeutung als Abschluß des Wirtschaftsjahres war „Martini" seit altersher ein hervorragender Termintag, an dem die verschiedensten Pachten bezahlt, Zehnten und Zinsen abgegeben wurden. So vollzog sich alljährlich zu der genannten Zeit nach dem Erbenzins-Kataster[1]) von Kleinalgermissen die Hebung des Erbenzinses durch das Meierding daselbst, das dem jeweiligen Domküster gehörte. Von jedem Morgen mußten eine Drittel Metze Gerste in althildesheimschem Maß und elf Pfennig Courant Münze entrichtet werden. Insgesamt betrugen die pflichtigen Ländereien 352 Morgen sieben Zwölftel Vorling vor Kleinalgermissen, 33 Morgen vor Machtsum, 6 Morgen ¾ Vorling vor Lühnde, 69 Morgen vor Gödringen, 3 Morgen vor Wätzum. Die ganze Hebung erbrachte 26 Malter $1^{1}/_{24}$ Metze Gerste und 6,18 Thaler, 3 Mariengroschen, $2^{17}/_{24}$ Pfennig. Nach einem Bericht des „Maire" Blumenberg[2]) im Kanton Borsum vom 13. Dezember 1812 an den „Herrn Maire Lohden zu Hildesheim" erhielten die Armen aus den Gemeinden Borsum, Hüddessum, Machtsum, Hönnersum und Adlum aus dem Landsbergschen „recepiar Register" zu Martini jeden Jahres 28 Thaler 12 Groschen ausbezahlt."

Weiter wechselte dann vielerorts das Gesinde. Ein Mietstaler, plattdeutsch auch wohl „Miehepennig" genannt, galt als Anzahlung und Verpflichtung vor Antritt der neuen Stelle. Im Gemeindekruge fand abends eine Feier mit nachfolgendem Gesindeball statt, wobei die bisherigen Pferdejungen in die Reihe der vollwertigen Knechte aufgenommen wurden. Diese Veranstaltung war unter der Bezeichnung „Hänseln" allgemein im Dorfe bekannt.

Mit solchen und ähnlichen Festen waren ferner gar oft allerlei Schmausereien verbunden. Schon in Grimmelhausens „Abenteuerlichem Simplizissi-

[1]) Staatsarchiv Hannover. 74. Amt Hildesheim I. 2030. [2]) Archiv d. Borsumer Dorfmuseums.

mus" heißt es: „Um selbige Zeit fiel Martini ein. Da fängt bei uns Teutschen das Fressen und Saufen an und währt bei teils bis in die Faßnacht." Nicht davon zu trennen ist die fette Martinsgans, von der ein altes Gansliedsingt:

„Was machen wir Gänse am Martinstag?
Gi, ga, gack!
Man führt uns aus dem Stall heraus,
Zu einem fetten Martinsschmaus —
Gi, ga, gack!
Und bricht uns das Genack!"

Ein solches „Geseät'n vereinigt noch heute nach altüberliefertem Gebrauch die Reiheleute vom frühern Großalgermissen, der jetzigen „Gänsestadt", wie in Sportkreisen Algermissen vielfach benannt wird, um Martini in der Gastwirtschaft Schütte zu fröhlicher Gemeinschaft.

Am Vorabende des „Martentages" zogen früher muntere Kinderscharen singend durchs Dorf. Sie gingen von Haus zu Haus und sammelten Gaben aller Art. Dabei wurde dann folgender Reim aufgesagt:

„Marten, Marten, giuen Oamd,
Appel un'ne Birn,
Nötte mag eck giern.
Himmelröik is uppedoahn,
Sülwe alle rinne goahn.
Giue Friue, giff ösch watt,
Loat ösch nich tau lange stoahn,
Wöi mütt en betten wöiher goahn.
Mütt noch bett noa Peine,
Peine is 'ne greote Stadt,
Kröiget alle Kinder watt.
Kröiget se en Stücke Speck,
Stäket se et hille weg,
Kröiget se en Stücke Schinken,
Künnt se giut noa drinken,
Kröiget se en Enne Wost,
Packete 'se inn'en Tost!"

So gehört St. Martinus wohl unstreitig zu den volkstümlichsten Heiligen des Jahres. Als Kirchenpatron wird er in unserer engern Heimat in Borsum, Achtum, Emmerke und Himmelsthür besonders hoch verehrt. Auch die älteste Mutterkirche im nördlichen Teil des Gaues Asfala zu Lühnde war ihm geweiht. Seinen Namen trug ferner in Hildesheim das frühere Franziskanerkloster, in dessen Gebäuden das Roemer-Museum untergebracht ist. An der Westfront des massigen stolzen Kirchturms in Borsum zeigt ein Relief den Heiligen hoch zu Roß, wie er mit dem Schwerte seinen Mantel teilt und das Stück dem vor ihm knienden armen Bettler überläßt. Vielleicht ein neckischer Zufall will es, daß er dabei als linkshändig dargestellt ist. Durch die in der Legende berichtete edle Tat ist Sankt Martin überall bekannt geworden, und er wird weiter in der Erinnerung fortleben als leuchtendes Vorbild echter, werktätiger Nächstenliebe, das uns gerade in der heutigen Zeit viel zu sagen hat.

Das erwähnte Gänseessen ist ursprünglich gar nicht mit dem Heiligen in Verbindung zu bringen. Die Legende führt die Martinsgans darauf zurück, daß sich Martinus in einen Gänsestall verkroch, um der Wahl zum Bischof zu entgehen. Durch das Schnattern der Gänse aber soll er verraten und zur Annahme seines Amtes veranlaßt worden sein. Darüber erzählt ein Lied aus „Des Knaben Wunderhorn":

Als der heilige Martin will
der Bischofsehr entfliehn,
Sitzt er in dem Gänsestall,
niemand find't ihn überall.
Bis der Gänse groß Geschrei
seine Sucher ruft herbei.
Und dieweil das Gigackslied
diesen heil'gen Mann verriet,
Dafür tut am Martinstag
man den Gänsen diese Plag,
Daß ein strenges Todesrecht
gehn muß über ihr Geschlecht.
Drum wir billig halten
auch diesen alten Martinsbrauch.
Laden fein zu diesem Fest
unsere allerliebsten Gäst
Auf die Martinsvöglein ein,
bei Musik und kühlem Wein."

„O Bauernstube in Wintersruh'!" ...

Alte Brett-, Würfel-, Karten- und Rätselspiele.

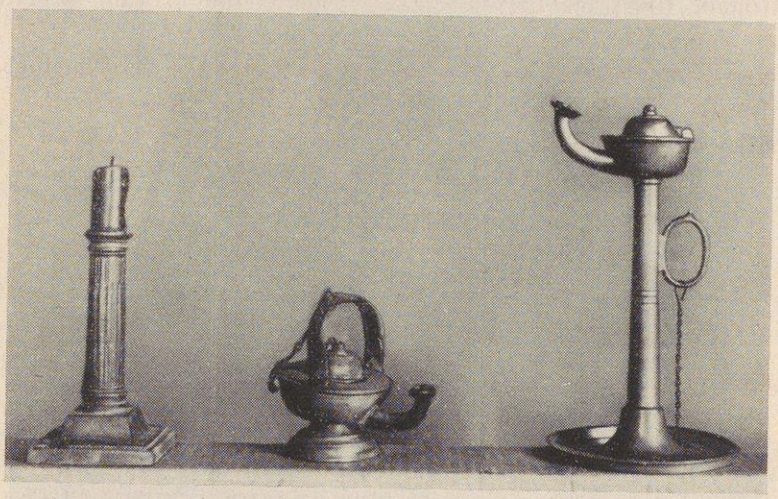
Mit dem St. Martinstage hat nach herkömmlicher Gewohnheit das bäuerliche Wirtschaftsjahr seinen Abschluß gefunden. Seitdem ist es immer stiller draußen in der Dorfflur geworden. Längst sind hier die letzten notwendigen Arbeiten beendet, denen das früh eingetretene Frost- und Schneewetter unweigerlich Einhalt gebot. Vollgefüllt stehen nun auf den Gehöften die Wirtschaftsräume da, und in den Ställen ruht sicher und geborgen das Vieh.

Wieder beginnt jetzt die friedliche Zeit wohlverdienter Winterruhe, in der die kurzen dunklen Tage gar schnell dahingehen. Eine Abwechslung bei der gleichförmigen Verrichtung der notwendigen Haus- und Hofarbeiten bringen die „Schlachtefeste", die alljährlich in diesen Wochen ihren Anfang nehmen, wie es der Dichter schildert:

„Sobald der erste Frost tritt ein,
So wird geschlachtet unser Schwein,
Quiek, quiek, quiek, quiek,
So wird geschlachtet unser Schwein!"

(Hoffmann von Fallersleben.)

Nach beendigtem Tagewerk versammelten sich dann früher allabendlich die Hausbewohner um „des Lichts gesell'ge Flamme" in der großen Wohnstube. Lange brennende Holzscheite knisterten hier im behäbigen Kachelofen, der eine behagliche Wärme in der Stube verbreitete. Nur notdürftig wurde diese erhellt durch die bekannte „Tranfunsel", an deren Stelle später die Petroleumlampe trat. Gewöhnlich stand „an der Seite des wärmenden Ofens" im Herrgottswinkel" ein breiter, bequemer hölzerner Lehnstuhl als Ruheplatz für den Großvater oder die Großmutter. Darüber befand sich meist ein kleines Eckbört, worauf neben dem Kruzifix dickbändige Gesang- und Gebetbücher lagen.



Zinnleuchter und Tranfunsel

Während auf der eisernen Ofenplatte die „Bratäpfel" schmorten und zischten, saßen Eltern und Kinder, Knechte und Mägde friedlich beisammen um den großen eichenen Tisch mit seinen dicken, vom Drechsler gedrehten Beinen. An reger Unterhaltung fehlte es nicht. Gern betrieb man gemeinsam Brettspiele, wie Mühle, Dame, Puff, Wolf und Schafe, oder Würfelspiele, wie Glocke und Hammer, Wettrennen und Knobeln. Zwischendurch kamen Neck-, Scherz- und Rätselspiele an die Reihe. So nahm jemand ungesehen ein Geldstück in eine geschlossene Hand und hielt die geballten Fäuste zum Raten hin mit den Worten: „Faul oder fleißig?" Als fleißig galt die Hand mit dem Geldstück. Dieses bekam, wer die richtige Entscheidung getroffen hatte. Beim Gegenteil mußte ein gleichwertiges Geldstück gezahlt werden. Viel Vergnügen bereitete ferner das abwechselnde Übereinanderschlagen der beiden geschlossenen Hände, wobei folgender Spruch aufgesagt wurde:



Herrgottswinkel im Borsumer Dorfmuseum

„Pinke, pank, däi Smett is krank,
Wue schall hei wuh'n,
Unnen eor beoben?"

Recht beliebt und wohl auch am meisten im Gebrauch war das „Kartenspielen". Das „Buch der vier Könige", wie man die Spielkarten scherzweise nennt, fehlte kaum irgendwo in einem Hause. Schon die Kinder beschäftigten sich liebend gern mit den vielen bunten Karten. In langen Reihen legten sie dieselben vor sich hin auf den Tisch aus oder bauten Häuserchen davon, woran das Kinderlied erinnert:

Zwar Wintertage haben
wohl auch der Freuden viel,
man kann im Schnee eins traben
und treibt manch Abendspiel,
baut Häuserchen von Karten,
spielt Blindekuh und Pfand,
auch gibt's wohl Schlittenfahrten
aufs liebe, freie Land!"

Die größeren Kinder fingen aber auch bald an, regelrecht mit den Karten zu spielen. „Deod un Liem", „Hoahndraher", „Swarte Peiter" waren hauptsächlich ihre Spiele. Vergnügte Stunden bereiteten der ganzen Familiengemeinschaft die Kartenspiele: „Snipp, snapp, snurr, besten Baseloreum", „Guten Tag, Herr Amtmann". Kam der Onkel oder Nachbar zu Besuch, dann mußten „Schafskopf", „Bammbock" und „Wensch" herhalten. An den Sonntagnachmittagen spielten die Erwachsenen im Dorfkruge am liebsten „Solo" mit Matadoren. Das „Skatspiel" kannte man damals noch nicht in dem Umfange wie heute. Dagegen waren schon „Glücksspiele" hin und wieder weit verbreitet, so daß die Behörden mit strafrechtlichen Verordnungen einschreiten mußten. Das geht u. a. aus folgender Urkunde im Borsumer Dorfmuseum hervor:

„Da seit einiger Zeit ruinierende Hazardspiele getrieben worden, diesem Unwesen aber ferner nicht nachgesehen werden darf, von Königlicher Provinzial-Regierung zu Hannover auf dem Amte nachgetragen ist, auf die Entdeckung und Abstellung solcher gesetzwidriger Handlungen zu wachen, besonders aber die Amtseingesessenen mit denjenigen Spielen, welche nicht getrieben werden dürfen, und denjenigen Strafen, welche auf das Treiben derselben gesetzt sind, bekannt zu machen, weshalb ihnen folgendes eröffnet wird:

I. Als Hazardspiele werden nach der Hildesheimschen Verordnung vom 30. Januar 1777, der Bekanntmachung vom 8ten April 1817 und dem Ausschreiben der vormaligen Provisorischen Regierungs-Commission vom 29. März 1815 betrachtet: 1. Dreykarten, 2. Häufchen, 3. Stoßen, 4. Bester Bauer, 5. Lotto, 6. Barsette, 7. Pharao, 8. Landsgunanttes, 9. Trichai, 10. Dumdisi, 11. Pochen, 12. Tuchschlagen, 13. Jedes Charten Spiel über 4 Pfennige, 14. Alles Würfel Spiel, 15. Jedes Kegelspiel, der Wurf über 1 Mariengroschen, 16. überhaupt jedes, in welchen hoch über 4 Pfennige gespielt wird.

II. Derjenige, welcher Hazardspiele treibt, muß nach den gesetzlichen Bestimmungen 100 Dukaten, der Wirth aber 100 Reichsthaler bezahlen, wovon ein Drittel dem Denuncianten zufällt; in fall sie aber zahlungsunfähig

sind, so werden sie mit Gefängnis bestraft, der Wirth aber, welcher Hazardspiele duldet, soll nach Verfügung Königlicher Provinzial-Regierung mit der Entschuldigung mit Nichtwissens, sobald er es wissen konnte, daß in seinem Hause Hazardspiele getrieben wurden, nicht gehört, auch in Wiederholungsfalle ihm seine Wirtschafts-Conzession entzogen werden.

Hildesheim, am 9ten Januar 1823.

Königliches Großbritannisches Hannoversches Amt Hildesheim

M. Schuh. Liekefett."

Solche Glücks- und Hazardspiele betrieb man natürlich nur bei geselligen Zusammenkünften im Dorfkruge. Das Kartenspiel im häuslichen Familienkreise diente lediglich der Unterhaltung. Nicht selten gab es auch Abende, an denen sich die Hausgemeinschaft mit Erzählen von Spukgeschichten, „Dönekens" und „Stippstörekens" die Zeit vertrieb. Manche frohe Stunde ging daneben mit Rätselaufgeben und Rätselraten schnell dahin. Durch mancherlei Scherze und Neckereien kam vorher die Stimmung dazu auf. Dann fing gewöhnlich der Lustigste an und gab ein Rätsel nach dem andern zum Raten auf: „An Doage hängt 'et anner Wand, wenn't Nacht ist, nimmt man't inne Hand." (Wandlampe.) „Ett gaht'e rinn brötteln un kummt'e riut kötteln." (Bohr.) „Beom gräun, unnen reot, runterum swart, wat is datt?" (Mohrrübe in der Erde.) „Vorn Fleisch, hinnen Fleisch, inner Mitte Öeisen." (Pflügender Bauer.) „Eck smöite watt Spitzes innen Döik, un diusend Päre künnt 'et nich wier riut trecken." (Stecknadel.) „Hinder iusen Hiuse staht Vedder Kriuse, wenn seck däi Wind draht, draht seck Krickel, Krackel Kriuse." (Brauner Kohl.) „Huck, huck, huck uppen einen Böine, hett datt ganze Löif vull Steine, hett saun reon Mäntelchen umme un saun swartet Käppchen uppe." (Hagebutte.) „An Doage dreggt ett Kneoken, inner Nacht staht et eopen, an Doage ward ett 'e sluirt, inner Nacht vorrn Bedde uppebührt." (Pantoffel. „Ett liggt in Holte wie en uppebloasene Kauh." (Teig in der Molle.) „Putzidraule fäll von'en Staule, woll wäin un häer neine Eogen." (Ei, das entzwei fällt.)

Bei solchem Rätselraten kam man aus irgend einer Veranlassung auch leicht auf gutes Rechnen zu sprechen. Dann galt es zu zeigen, wer es noch am besten konnte. Schnell harrten allerlei Aufgaben der Lösung. Welch eifriges Nachdenken hub an, wenn es hieß: „' Ne Kauh, un 'en Kalf un 'en half Kalf half, en Hirsch un 'en Reh. Wuviel Böine hetten de?

Wieder ein anderer erzählte von zwei Schäfern. Der eine von ihnen sprach zum andern: „Giff meck eint von döinen Schoapen; denn hewwe eck just sau viel ar diu." „Joa, datt seggste woll", gaff däi andere taur Antwuort, „giff diu

meck eint von döinen Schoapen; denn hewwe eck duppelt sau viel ar diu." Wuoviel Schoape härre jeder Schoaper? (5 und 7.)

Eine ähnliche Geschichte wurde vom Fuchs erzählt. Dieser kam einst an einer Gänseweide vorüber. Da sprach er zu den Gänsen: „Jöi 100 Geose!" Doch diese gaben zur Antwort: „Sau viel sind wöi nich. Wenn't noggemoal sau viel würn, un denn noch half moal sau viel, un noch vertel moal sau viel und däi Voß doaböi; denn würn ett iest 100. Wuoviel Geose würn ett? (36.)

So fehlte es an den langen Winterabenden an Kurzweil und regster Unterhaltung keineswegs. Darüber hinaus blieb noch genügend Zeit zum stillen Lesen guter Schriften und Bücher, wie es im alten Bauernliede heißt:

Und an dem Abend les' ich fein
in meinem Hilfs- und Notbüchlein."

Diese besinnlichen Stunden im frühern häuslichen Familienkreise trugen wesentlich mit zur lebensvollen, fest gefügten treuen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft bei. Sie riefen jene Stimmung hervor, von der ein Siebenbürgener Bauernsohn als Dichter spricht:

„Ein still Behagen
Durchweht den Raum, —
Halb ist's ein Wachen,
Halb ein Traum.
O Bauernstube in Wintersruh',
Wo ist ein seligeres Heim als du!"

Upper Wosteweike.

Ein Bild aus dem altdörflichen Gemeinschaftsleben.

„Morgen ward 'e slacht", seggt de Mudder tau Jochen. „Niu man hille anne Arbeit. Hoale glöik en Brennetrog un 'en Slachtedisch von Noaber hereober. Eok et Woater mott noch inn 'en Kettel. Reug deck doarumme en betten an. Vorn Duisterwiern müwe damidde fertig söin. Inne Dämmerung gahste denn noggemoal upp de Räige und neudigst tau morgen!"

Jochen freuet seck höiereober ganz bannig. Et was oaber eok nich mäer taun iutheoln inner lesten Töit. Immer man bleoß en Smaltstücke eoder Zwetschenbottern, datt heolt kein Pärd aff. Doa is doch saun ordlich Stümpel Wost en annere Sache. Man blifft en Minsche doaböi und kriggt dei neudige Purre inne Kneoken.

Mitter greoten Schiufkoahre hoalt niu Jochen flucks datt Geschirr teheope. Doana hängte seck dei Schanne eobere Schuldern und slipet mit twei Emmern den greoten Kettel swucketevull Woater. Hei ward richtig warm doaböi. Doch datt schoad alle nicks. Doavorr hett hei et morgen eok alles int ierster Hand. Saun Slachtedag is doch immer en Dart Fest. Man seggt eok woll



Beim Wurstmachen.

davon: „Slachten is kein Smachten!" Doa harre neulich inner Schaulen söin Fründ Kurrad nich ganz unrecht. Hei säe upp dei Froage: „Welches ist der gröβte Festtag im Jahre: „Herr Pastur, wenn möin Voader slachtet!" Dei ganze Noaberschopp und Verwandtschaft ward doatau inneloat. Inner rechten Wöise neudigt Jochen sei alle tauer Wostweike.

Fröitöitig gaht et huite noan Damdbruoe int Bedde. Gigen Klocke föiwe hett ett all wier uppstoahn. Balle buldert datt Fuier unnern Kettel. Dat Woater fangt an te koeken. Alles is paroat. Doa kummt Klocke siem dei Slachter. „Goaht man rinn", seggte Mudder, „und drinket iest ne Tassen Kaffe." Inner greoten Stium is de Disch alle decket. Doauppe staht en witten Kaffepott. Huite isser nich bleoß gewühnlichen Plark inne. Et smeckt all mäer noa Beohnen. En ordlichen dicken Luffenkniust liggter eok doaböi.

„Ett kann angoahn", röppt niu de Slachter. Hei nimmt en Strick un 'ne Stäkemolle von de Däl un goaht butten henn. Dei Friusluie kumet

mit 'en wöien Steinpotte un 'er lüttjen Reuergeffel noa. Böin Stäken holt Jochen däin Swanz. Doavorr kriggt hei de iste Wost. Noa korter Töit hängt et Swöin iuteslachtet annen Hoaken.

Niu kanne freustücket wiern. Et gifft doatau däin lesten Filster eoder Fellköiker von vorigen Joahre. Eok en Napp vull gekeoketen Käise fählt nich. Man lettet seck giut smecken. Twischendür ward en Lüttjen e'neohm. Sau wierd en paar Uort Sluck annen Slachtedoage weggeputzet.

Underdessen keoket datt Fleisch innen Kettel. Midden greoten hölten Sleiwe füllet de Friuslui un Mäkens datt Fett aff. Noa anderthalf Stunnen is et goar. Jetzt gaht et ant Wostemoaken. Dei Slachter deilt datt Fleisch inner Mollen vorr dei verschöidene Wost iutenanner. Innen Henkelpotte bringt Jochen Bräu herumme. Uppen greoten Blocke ward midden scharpen Wägemeste datt Fleisch kleine hacket. Doavon moaket man niu tauierst Knapp- und Lieberwost. Dei Fettkinkels wierd midden Meste kaputte snien. Düsse kumet twischene Lieber-, Reot- und Biulwost. Dei Pöipwost eoder Wostevoaer is doavon dei dickerste. Tauer Sülte nimmt man datt Koppfleisch.

„Böi lüttjen moßte eok de Sültenpresse vonner Smie hoaln", seggt niu de Slachter tau Jochen. „Wöi vespert unnere Töit en betten. Diu kannst joa döin Stücke Stiek noaher äten." Jochen kennt däin Witz mitter Sültenpresse noch nich. Hei huckete Köipe upp un gaht richtig leos. Dei Smett is niu groade de rechte Julenspal. Hei lachet all hinnen in Halse, arre Jochen midder Köipen kumen suit. Watte glöik an swoaren Sisenstücken gröipen kann, packete doarinn. „Kumme giut midde noa Hius", röppte noch hinner Jochen her. Düsse sliepet un sliepet un denkt: „O Lork, is de Sültenpresse vaber swoar!" Dei Swöit loppt 'ne an Bast doal. Sau kummte inner Küeken anklabastert. Doa fangt alle griesig an te lachen. Jochen staht doa wöi en böigeotnen Piul un seggt: „Jöi feuert meck nich wedder an!"

Mittlerwöile is dei Mett- und Brägenwost eok glöik fertig. Et ward all dämmerig. Dei Noabers, Onkels un de Greoßvoar stellet seck ein noan annern in. Sei köiket in de Küeken un froaget: „Is de Wost all goar?" „Joa, balle is et sau wöit. Goaht manne rin, wöi kumet hinderdür." Upper Däl stoaht niu eine Räige Kinder. Sei singet un spräket: „Giuen Damd! Wöi hewette hürt, datt höier huite slachtet ward. Doa könnt jöi ösch woll watt giem, Appel eoder Biern, Wost mag eck giern, loat ösch nich sau lange stoahn, wöi mött noch en Hius wöier goahn!" Doa kröiget 'se ühr Deil un draht hille umme.

Inner Stium is niu datt Damdbruot uppedrogen.. Dei greote Disch ward von einen Enne bett taun annern vull böisettet. Bannig smecket allen dei Bräuzoppen un Pannenslag. Däin ganzen Damd blifft man noch tausammen. Et ward 'e snacket von Dütt und Datt. Dei Greoßvoar vertellt

Spöikegeschichten int eoler Töit. Viel Spoaß moaket eok datt Koartenspieln. Giern spielt man tau sessen „Schoafskopp" Doaböi gilt Schellen As ar Swöin. Orndlich ward uppen Disch 'e kloppet, wenn einer et stäken kann.

Sau goaht dei Stunnen rasch henn. Gigen Klocke ölm is et Föieroamd. „Niu bett taukenmoal un wohlsloapene Nacht" hett et vorn Beddegoahn. Annerndoages mott Jochen innen greoten swarten Handkorbe allen'e Wostepreobe hennbringen. Dei Mudder hett uppen Tellder 'ne Klunkerwost, betten Sammelwost un Swäreken taurechte leggt. Datt is niu einmoal Meode. Man weitet goar nich anders uppen Därpe, wöi dei Dichter seggt:

„Der Nachbar Klaus vergißt uns nicht,
Er schickt uns, wie das Sprichwort spricht:
Wurst, Wurst, wieder Wurst,
Und das ist auch so übel nicht!"

(Hoffmann von Fallersleben.)

„Dörflein, deine Kirch' umkränzet grün des Friedhofs ernst Geheg!"

Das stille, friedliche Leben im bäuerlichen Familienkreise während der Zeit behaglicher Winterruhe begleitet ein besonderes reichthaltiges Brauchtum, das Jahr für Jahr mit dem beginnenden Winter naturgemäß einsetzt. Schon hebt der dunkel-trübe Totenmonat November nach dem Allerheiligenfeste mit dem ernsten Allerseelentage an. Dieser stimmungsvolle Gedächtnistag der Toten verdankt seine Einführung dem Abte Odilo von Clugny, der 998 einen Totengedenktag für die Benediktinerklöster ansetzte. Allgemein verbindlich in der ganzen Kirche machte ihn Papst Johann XIX. im Jahre 1006. Als „Totensonntag" gilt für die evangelische Kirche der letzte Sonntag im Kirchenjahr. Erst aus einem 1816 von Friedrich Wilhelm III. befohlenen Gedenktag an die Gefallenen der Freiheitskriege entwickelte und setzte sich dieser allmählich immer mehr durch. Fest haben heute beide Gedenktage ihre Wurzeln in die Tiefen der Volksseele geschlagen.

Wie ergreifend und schön ist aber auch die Sitte, der Toten zu gedenken, gerade in den Tagen, wo das Sterben in der Natur uns den Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen aufzwingt. Diese rührende Sorge für die Verstorbenen, in der nach einem Worte Rembrandts „kein Volk dem deutschen gleichkommt", offenbart sich am Allerseelentage mit ganz besonderer Innig-

keit. Er stellt den Dorffriedhof so wie zu keiner anderen Zeit in den Mittelpunkt des Volksempfindens. Uns bedeutet derselbe eben mehr als eine bloße feierliche und prunkvolle Begräbnisstätte. Er ist uns eine zweite Heimat, die Heimat der Seele, in der wir uns eins wissen mit den dahingeschiedenen Lieben.

Ja, ein wirkliches Stück Heimat bildet der Dorffriedhof, das geheiligt ist durch die Liebe und das Gebet aller zur Pfarr- und Dorfgemeinschaft gehörenden Familien. So ein Dorfkirchhof erscheint nicht trostlos verlassen wie die weiten Totenfelder der großen Städte. Dort liegen unzählige Toten alle nebeneinander, die sich im Leben nie gekannt haben. Viele gehen daran vorüber, aber niemand kennt sie; denn es sind Fremde. Wie ganz anders aber ist es daheim auf dem kleinen Dorfkirchhof! Stirbt einer im Dorfe und wird hier begraben, so vergißt man ihn noch lange nicht. Er findet seinen Ruheplatz unter schlichtem Grabhügel in heimatlicher Erde neben alten Freunden, Bekannten und lieben Nachbarn. Jeder Dorfbewohner, der seine Schritte über den Gottesacker lenkt, weiß, wer in den mit Blumen und Kreuzen reich geschmückten Gräbern der Auferstehung entgegen schlummert. Er liest vielleicht die Namen an den Denksteinen und erinnert sich der darunter Ruhenden im stillen Gebet und liebenden Gedenken. Das kommt treffend zum Ausdruck in den Dichterworten:

„Nur im Friedhof, fern alleine
Hab' ich manchen Freund erkannt,
Und bei einem Leichensteine
Fühlt' ich leise eine Hand!"

Wohl die meisten ehrwürdigen Dorffriedhöfe unserer Heimat liegen nach Jahrhunderte alter Sitte inmitten des Dorfes rings um die Kirche herum, so daß sie mit Recht Kirchhöfe genannt werden können. Eingeschlossen von einer dicken standfesten Mauer aus Bruch- und Sandsteinen, von denen einer die Jahreszahl 1614 aufweist, macht der stattliche Borsumer Dorfkirchhof mit seinem massigen, stolzen Kirchturm den Eindruck einer ursprünglichen Wehranlage, worauf noch vorhandene Schießscharten an der Ostseite der Mauer hindeuten. Die frühere mächtige Linde, ein Wahrzeichen des Dorfes, fiel leider einem starken Sturme am Abend des 18. Oktober 1932 zum Opfer.

Seit Jahrhunderten finden hier im Schatten des schmucken Gotteshauses mit seinen altersgrauen Mauern viele Dorfgeschlechter ihre letzte Ruhestätte. An den Gräbern vorüber wird der junge Erdenbürger zur heiligen Taufe getragen. Kinderfüße trippeln durch die langen Gräberreihen, Kinderstimmen vom nahen Schulhofe tragen täglich in die Nähe der Toten das lachende, blühende Leben hinein. An den Kreuzen vorüber zieht unter feierlichen Glockenklängen der Brautzug. Fröhliche Kirchengänger und festliche Pro-

zessionen beleben, an den Sonn- und Festtagen besonders, den sonst stillen Friedhof, wo dann Festlieder und Jubelgesänge über die Gräber wehen. Das schildert vortrefflich A. Stöber in den Versen:

„Friedlich Dorf, nach alter Sitte,
Hast du noch dein Kirchlein stehn
In des stillen Hofes Mitte,
Wo zur Ruh die Toten gehn.

Dörflein, deine Kirch' umkränzet
Grün des Friedhofs ernst Geheg',
Und der Totenacker grenzet
Hart an deinen Lebensweg.

Sonntags wallet die Gemeinde
Beim Geläute dort hinaus;
Zwischen Kreuz und Leichensteine
Zieht die Schar ins Gotteshaus.

Wenn in deine Fest' und Freuden
Oft ein Sterbgedanke bricht,
So verklärt sich auch dein Leiden
In des ew'gen Glaubens-Licht!"



Alter Grabstein auf dem Borsumer Friedhof.

Zwischen den vielen einförmigen neuzeitlichen Denkmälern auf dem Borsumer Dorfkirchhofe, ebenso wie auf dem in Algermissen und Lühnde, befinden sich noch mehrere alte kunstvolle Grabsteine aus der Mitte und dem Ende des 18. Jahrhunderts. Aus ihnen spricht in deutlicher Form die glaubensstarke Hinwendung unserer Ahnen an den göttlichen Erlöser, wovon die eingemeißelten Zeichen und Inschriften künden.

Der Steinmetz war ein Künstler in seiner Art, der jedem Gedenkstein ein eigenes Gepräge zu geben wußte. Er muß in Algermissen oder Borsum seinen Wohnsitz gehabt haben. So sehen wir auf einem Grabstein von 1763, einem Heinrich Schrader gesetzt, eine Immakulata, die der auf einem Bilde vom Seitenaltar der Kirche in Algermissen getreu nachgebildet

ist. — Der Grabstein für die Frau des Altaristen Bettems, geborene Brandis, aus Machtsum, die auf dem Borsumer Friedhofe ihre Ruhestätte fand, stammt aus dem Jahre 1748. Auf der einen Seite des Steines sieht man unter dem Kreuze 7 Kinder und zwar zur Linken des Kreuzes eines und zur Rechten sechs, anscheinend geschieden in Knaben und Mädchen. Die Rückseite zeigt reiche Skulpturen: über der heiligen Familie den Heiligen Geist in Gestalt einer Taube, rings umgeben von den heiligen fünf Wunden, die durch blutende Hände und Füße und ein blutendes Herz dargestellt sind. Am Fußende des Steines befindet sich links ein Totenkopf und rechts eine Totenuhr. — Der Gedenkstein einer Frau Rauteberg aus dem Jahre 1692 weist unter dem Kreuze 12 Kinder auf. Die Rückseite schmückt eine ausdrucksvolle Pieta. — An der nördlichen Kirchenmauer erblickt man das Grabmal eines Geistlichen, des Pfarrers Michael Gerard Wichard der von 1761—1779 Seelsorger in Borsum war. Über einem fein ausgearbeiteten Sockel, der die Schrifttafel trägt, sieht man, wie auf einem Säulenkapitell aufgestellt, einen trapezförmigen Stein. Dieser zeigt in erhabener Arbeit einen Geistlichen im Ornat, der in tiefe Andacht versunken vor dem Kruzifix kniet. Die obere, kurze Parallele trägt Birett und Stola, die untere längere einen Totenkopf über zwei gekreuzten Knochen. — An der Nordwand des Wehrturmes, der, wenigstens in seinem massiven Unterbau aus dem Jahre 1499 stammt, ist einem anderen Seelsorger der Gemeinde, dem aus der Sülte in Hildesheim hervorgegangenen Augustinermönch Petrus Brandt (Pfarrer in Borsum von 1740 bis 1749) ein Gedenkstein errichtet. In mehr als Lebensgröße steht der würdige Pfarrherr mit vollem, rundem Gesicht, das von Locken umrahmt ist, vor uns. Die Rechte hält Kelch und Hostie, die Linke das Meßbuch. Zwischen den Füßen erscheint am Ende der Soutane das Wappen des Pfarrherrn, ein Hahn, der das Sinnbild der Wachsamkeit ist. Am oberen und am unteren Ende des Wappenschildes finden sich je einmal die Buchstaben P. B.[1]) —

Die Grabsteine der späteren Zeit reichen in ihrer künstlerischen Gestaltung an die alten bei weitem nicht heran. Doch sind daran einige Inschriften wegen ihres gemütvollen Inhaltes und ihrer abgerundeten Form lesenswert. So steht auf dem Grabstein des Lehrer Heinrich Knieke (1861—1885):

Früh rief Gott den Lehrer ab,
All sein Wirken, sein Bemühen,
Sein Belehren und Erziehen
Endet hier am stillen Grab!
Doch des Lebens edle Taten,
Deine schönen reichen Saaten
Werden nimmer untergeh'n,
Bis wir alle aufersteh'n!

[1]) Schiel in „Lug' ins Land", 1925.

Ein trauernder Gatte schreibt 1901 seiner früh verstorbenen Frau auf den Grabstein:

Die Gattin in der Blüte ihrer Jahre
sank gleich dem lieben Kinde auf die Bahre.
Sie, die den holden Liebling mir gebar,
die auf der Erde alles für mich war,
sie ruht nun sanft in diesem stillen Grabe.
An ihrer Seite schläft der Knabe.
Die Unvergeßliche wird nun zu Staube;
ach, meinen Schmerz besänftigt nur der Glaube!"

Auf dem alten Kirchhof in Algermissen wurden auch die Katholiken aus Lühnde begraben. Das zeigt ein Grabstein mit folgender Inschrift:

„Gertrudt Isfording H. Sieberti Bruns Vogten zu Lühnde Eheliebste ist Anno 1646 den 3. July geboren im Ehestand 2 Kinder Heinrich und Hennig gezeuget Anno 1700 am 12. August Nachts 1 Uhr im Herrn entschlafen."

Beim Tode dieser Frau war ihr jüngster Sohn noch ein Wickelkind, was uns die Vorderansicht des Steines deutlich vor Augen führt. Wir sehen nämlich die ganze Familie mit der Verstorbenen unter dem Kreuz versammelt. Die vierte Person, ein Knäblein, liegt in einer Wiege, die neben den männlichen Personen aufgestellt ist. Auf der Rückseite tritt uns in großen Buchstaben das „Memento mori" entgegen.

Ein weiteres Denkmal gibt uns eine kurze Familienchronik durch Wort und Bild. So ist auf der Vorderseite zu lesen:

„Diderich Ernst geboren den 8. Juni 1670 von Hans Ernst und Anna Algermissen zu Kleinen Algermissen der Capellen daselbst 37 jähriger Altarmann gestorben den 8. April 1730 verehelicht an Marien Grothen den 8. July 1694 deren beyder Seelen ruhen in Frieden. Amen."

Über der Schrift und unter dem Bilde des Gekreuzigten stehen acht Personen, die der Größe nach von außen nach innen aufgruppiert, die ganze Familie darstellen sollen. Vater und Mutter stehen links und rechts außen, sind am größten und über dem Kopfe je mit einem Bogen gekennzeichnet. Dem Vater schließen sich die Söhne, der Mutter die Töchter nach innen an. Mithin können wir ohne weiteres behaupten, daß aus der Ehe dieser Toten 6 Kinder, nämlich 4 Söhne und 2 Töchter hervorgingen.

Die Bestätigung für die Auslegung gibt uns wiederum ein anderer Grabstein, der ebenfalls in gleicher Art elf Personen zeigt und auch noch buchstäblich die Namen der neun Kinder angibt. Während auf der vorerwähnten Platte sämtliche Personen den Blick nach vorne richten, blicken

hier alle voll Ehrfurcht zum Kreuze empor. Einen Denkstein schmückt das Bild der heiligen Dreifaltigkeit auf den Wolken des Himmels. Unterhalb des Bildes steht in einer Nische eine männliche Figur, die zweifellos den Verstorbenen vorstellen soll und zum wahren Gott in drei Personen betet:

„MEIN SEEL DURSTET NACH DEN STARKEN LEBENDIGEN GOTT WAN SOLL ICH KOMMEN UND FÜR DEN ANGESICHT GOTTES ERSCHEINEN. PSALM 41 V2. JESU MICH HELFT DAS LEYDEN DEIN ZUR STUN DES LETZTEN ATEM MEIN DAS BITTE ICH VOR MEINEN TODT WAN LIEGE ICH IN LETZTER NOTH."

Es handelt sich um den Grabstein eines Sohnes aus der Familie Diderich Ernst. Auf der Kehrseite dieser Tafel sehen wir Christus am Ölberge. Hahn, Hammer, Nägel, Kleid mit Würfel, Geißelsäule mit Geißeln, Dornenkrone, Kelch und Kreuzesbaum versinnbildlichen uns den Leidensweg des Herrn. Die Inschrift dieser Seite lautet:

„CRISTOPH ERNST JUNGER GESELL UND SOHN DES DIDERICH ERNST ALTARMANN AUS KLEIN ALGERMISSEN UND MARIEN GROTHEN 29 JAHRE ALT STARB D 30 MÄRZ 1742 DESSEN CÖRPER ZUR AUFERSTEHUNG RUHET AMEN."

Auch der Grabstein der Mutter des Verstorbenen, der Frau Ernst, ist uns noch erhalten. Sie starb 64 Jahre alt am 14. August 1739. Ein Teil der noch leserlichen Inschrift heißt:

MARIA GROTHEN AUS KLEINEN .ALGERMISSEN 45 JAHRE ACKER UND EHEFRAU DESSEN ALTARMANN DIRK ERNST DASELBST.

Selbst in unmittelbarer Nähe fanden unsere Vorfahren den Schmuck für die Denksteine ihrer Toten. Auf der Rückseite hat die Hand des Bildhauers die derzeit erst neuerbaute Algermissener Pfarrkirche mit Kirchen- und Kapellenpatron, dem heiligen Matthäus und dem heiligen Mauritius, im Bilde dargestellt.

Unter all den herrlichen Denkmälern finden wir noch ein recht interessantes, das sich aber von den alten an Bauart stark unterscheidet. Es ist pyramidenförmig und auch wohl zirka hundert Jahre jünger. Um den oberen Teil des Denkmals sehen wir ein Seil spiralförmig geschlungen in Stein gehauen, der uns an den Beruf des Toten erinnert. Selbiger

GEBOHREN IN LÜNDE DEN 13TEN FEBRUAR 1743 UND ALLDORT DEN 16TEN APRIL 1788 GESTORBEN.

war nämlich von Beruf Seiltänzer und Gleichgewichtskünstler.

DIESES DENKMAL LIESS IHM SEIN UNIVERSAL-ERBE SETZEN.

Die nachstehende Inschrift zeugt von der Berühmtheit des Verstorbenen in damaliger Zeit:

JOSEPH BRUNS AUS LÜNDE IN DEUTSCHLAND, FRANKREICH, SPANIEN, PORTUGAL UND ANDEREN LENDEREN BERÜMTER DRAT TÄNZER UND AEQUILIBRIST.

Alle diese schönen alten Grabsteine haben eine doppelte Bedeutung: eine mehr historische, insofern uns schlichte Daten ins Gedächtnis gerufen werden und eine tiefere, symbolische. Heiß hingen unsere Ahnen an ihrem Glauben; heute noch treten die alten Grabmäler mit Wort und Bild dem Besucher des Friedhofes entgegen und ermahnen und belehren und unterweisen ihn stets aufs neue. (B. E.)

Daraus erwächst für die Lebenden eine große und heilige Verpflichtung. Die Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen unsere Vorfahren erfordert, ihnen eine würdige Ruhestätte zu schaffen. Der Zustand eines dörflichen Gottesackers ist darum nach einem Wort von Joseph Weigert „ein Gradmesser für die Gemütsart und Kulturstufe der Bewohner". So war und ist es auch heute noch in den Dörfern des Stifts Hildesheim gute alte Sitte, mit dem regsten Eifer die Gräber der Verstorbenen liebevoll zu pflegen und den Kirchhof das ganze Jahr hindurch in einem entsprechenden Zustande zu erhalten. Sobald im zeitigen Frühjahr die Witterung es erlaubt, beginnt darauf ein gar emsiges Leben und Schaffen. Viele fleißige Frauen- und Kinderhände sind damit beschäftigt, die Gräber ihrer lieben Angehörigen zu reinigen und sie mit bunten Stiefmütterchen und blauen Vergißmeinnicht zu bepflanzen. Am Ostermorgen steht dann der Friedhof in seinem ersten Frühlingsschmuck prächtig da. Zu Beginn des Sommers erhält derselbe einen neuen reichen Blumenflor von Geranien, Begonien, Fuchsien, Lobelien und frühen Astern. Auch Buschrosen werden gern als Grabblumen verwandt, wie es im Volkslied heißt:

„Sterben ist eine harte Nuß,
Weiß wohl, daß ich sterben muß,
Und ein Röslein, rosenrot,
Pflanzt mein Schatz nach meinem Tod."

Weiter trifft man Gräber mit Lilien, wovon das Volkslied singt:

„Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf ein Grab,
Da kam ein stolzer Reiter
Und brach sie ab.

Ach Reitersmann, ach Reitersmann,
Laß doch die Lilien steh'n!
Die soll ja mein Feinsliebchen
Noch einmal seh'n!"

Als immergrüne Einfassung mancher Gräber dient Efeu. Er ist ein Sinnbild der unsterblichen Seele, wie es in dem Gedicht von Krummacher zum Ausdruck gebracht wird:

„Efeu, Efeu, Wintergrün!
Unverwelklich Leben,
Was dir die Natur verliehn,
Warum ward's gegeben?
Sieh, es starb der Hain, die Flur,
Efeu spricht: Sie schlummert nur!"

Der herannahende Allerseelentag gibt dann zum letztenmal im scheidenden Jahr Anlaß, den Friedhof sinnvoll zu schmücken. Schon Tage vorher herrscht darauf ein stetes Kommen und Gehen. Weiße Winteraster werden auf die Grabhügel gepflanzt, Kränze und Kreuze, in liebevollem Gedenken gebunden, darauf gelegt.

„Und auf dem Friedhof sich die Hände regen.
Da eifert arm und reich heut im Verein,
Den Teuren, die zum Frieden gingen ein,
Ein Liebeszeichen auf die Gruft zu legen.
Wie sind die Totengaben doch so sinnig.
Es spricht der Kranz von Liebe ohne Ende;
Von Glaub' und Hoffnung Kreuz und Blumen innig.
Die Abendglocke tönt; still wird's gemach.
Über den Gräbern falten sich die Hände;
Denn morgen ist ja Allerseelentag."

(Wilhelm Ruland.)

Wohl nie gewährt der Dorfkirchhof einen so stimmungsvollen Anblick wie am Nachmittag dieses großen Gedenktages der Toten. In den frühen Dämmerstunden erstrahlen die blumengeschmückten Grabhügel in dem milden, trauten Schein brennender Kerzen, die treue Fürsorge darauf angezündet hat. Das schildern die Verse:

„Kerzenflämmchen von den Gräbern schimmern,
Sanft bewegt vom Abendwind sie flimmern,
Und ein Fleh'n
Für die Lieben,
Die in Läuterungspeinen schmachten drüben,
Stille Beter an den Hügeln steh'n."

So ist und bleibt der Kirchhof tief im Dorfgemeinschaftsleben fest verankert. Ein reiches, sinnvolles Brauchtum steht mit ihm im Zusammenhange. Als stete Mahnung ruft er den Dorfbewohnern zu:

„An zwei Äcker magst du denken:
Einen nur bestellest du!
In den andern wird dich senken
Gottes Vaterhand zur Ruh.
Also magst du heut und morgen
Für ein gutes Saatkorn sorgen.

(Fr. Rückert.)

„Bist ja unser Schutzpatron!“

Kirchenpatronatsfeiern in den Stiftsdörfern.

Auf Allerseelen folgt im Totenmonat November noch eine Reihe bekannter Heiligentage. Sie sind wie Martini zum großen Teil die Kirchenpatronatsfeste in verschiedenen Pfarrgemeinden des Stifts Hildesheim. Seit altersher bilden diese hier neben Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Fronleichnam die volkstümlichsten kirchlichen Feiertage.

Schon Jahrhunderte hindurch werden sie alljährlich festlich begangen. Ihre Entstehung reicht sicher in die germanische Frühzeit zurück. Damals verehrte man im Umkreise einer festen Siedlung eine besonders bestimmte Gottheit als Schutzpatron von Haus, Hof und Herd. An die Stelle dieser ursprünglichen germanischen Göttergestalten setzte dann später die Kirche ihre Helden und Heiligen. Jede neu errichtete Kirche wurde einem Heiligen geweiht, der zugleich als Schutzpatron des ganzen Ortes galt, und dessen Tag sich gar bald immer mehr zu einem erhebenden Gemeindefeste gestaltete.

Die vielen Feste! ruft man vielleicht verwundert aus, wenn der alten Zeit gedacht wird. Ja, es waren viele, das Volk aber wurde doch nicht müde, sie Jahr für Jahr zu feiern. Weltlicher Gebrauch mischte sich mit der Feier religiöser Geheimnisse und machte dem Bauer die heiligen Zeiten und Feste doppelt lieb und willkommen. Das war besonders bei den Kirchenpatronatstagen der Fall. Diese haben sich gerade in jüngster Zeit wieder zu rechten Familien- und Heimatfesten entwickelt. Keine Mühe wird gescheut, um an diesem Tage edelste Gastfreundschaft und echte Gemeinschaftsgesinnung zu betätigen. Da gibt es wohl kaum eine Familie im Dorf, die nicht Besuch hat von lieben Verwandten und Bekannten. Diese folgen der Einladung gern und eilen von nah und fern hin nach dem Orte, wo sie als Kind gespielt, als Jüngling und Jungfrau gejubelt, als Mann und Frau geschafft und gewirkt haben.

Die altehrwürdige Dorfkirche hat zur Feier des Tages ein ganz besonders festliches Gewand angelegt. Schon die Frühmesse vereinigt die ganze Pfarrgemeinde als eine große Familie an der Kommunionbank. Im feierlichen Levitenamt aber sitzen und stehen die Gläubigen dicht gedrängt, Kopf an Kopf im überfüllten Gotteshause, um der Feier des heiligen Opfers andächtig beizuwohnen und die Festpredigt des „Kapzöiners“, so nennt man im Dorf allgemein einen Klosterpater, zu lauschen. Im trauten Familienkreise nehmen nach beendigtem Gottesdienst alle gemeinsam teil an den frohen Festtagsfreuden. Sie sprechen von seligen Kindheitserinnerungen, suchen am Nachmittag die stillen Grabhügel ihrer längst verstorbenen Eltern, Freunde oder Angehörigen auf, und die Gäste kehren abends, mit Kuchenpaketen reich beladen, heim an den Ort ihrer Wirksamkeit. Schon jetzt laden die Abschiednehmenden ihre freundlichen Gastgeber wieder ein zum eigenen Patronatstage, um den Dank abzustatten für die erwiesene Gastfreundschaft.

Als erster volkstümlich bekannter Heiligentag folgt unmittelbar auf Allerseelen am 3. November das Fest des heiligen Hubertus. Er wird als Schutzpatron der Jäger hoch verehrt. Anlaß dazu hat die Legende gegeben, die von ihm berichtet, und von der es in einem alten, im Volke entstandenen Liede heißt:

„Hubertus in dem Busche stand,
seine Flinte tät er laden:
Jäger, lad' und schieße drein;
denn es muß geschossen sein,
meine Büchse, die muß knallen.

Ach Hirschlein, liebes Hirschlein mein,
was trägst du auf deinem Haupte?“
„Was ich auf meinem Haupte trag',
das darf ich schon jemand sag'n:
Jesus Christus an dem Kreuze.“

Da tät der fromme Jägersmann
sein Haupt zur Erde neigen:
Nun schieß' ich kein Hirschlein mehr,
sag' dem grünen Wald Ade!
Ins Kloster will ich gehen.“ —

Geweiht ist dem heiligen Hubertus die Pfarrkirche auf dem Wohldenberge. Nicht weit davon entfernt liegt beim Jägerhause im Hainberge die Hubertuskapelle, wo seit 1934 alljährlich das Reichsjägertreffen stattfindet.

Dem Martinsfeste schließt sich am 12. November der Tag des heiligen Kunibert an, der in Sorsum als Kirchenpatronatsfest gefeiert wird. Das Elternhaus dieses heiligen Bischofs stand an der oberen Mosel. Zur Zeit der Merowinger kam er zunächst an den fränkischen Königshof in Metz. Die Zustände am Königshofe aber verleideten ihm die höfische Laufbahn. Er wandte sich nach Trier, wurde zum Priester geweiht und kaum 30 Jahre alt, zum Bischof von Köln gewählt. Von hier aus suchte er mit größtem Eifer das Christentum bei den Friesen und Sachsen zu verbreiten. Für die Sachsenmission erwarb Kunibert mehrere Hufen Landes in Soest. Als besonderer Verehrer des heiligen Martinus sind ihm die Gründungen der Martinskapellen in Dortmund und Geseke zuzuschreiben. Doch gelang es bis zu seinem im Jahre 663 erfolgten Tode wegen der Feindschaft der Sachsen nicht, dort größere Fortschritte zu erreichen. Das blieb Karl dem Großen vorbehalten. Unter dessen Herrschaft wurde der ursprüngliche Ort Stöckum, an den noch die Flurbezeichnung „Stöckumer Kamp“ in der Sorsumer Feldflur erinnert, zerstört und dafür das neue Dorf Sorsum planmäßig angelegt. Diese fränkische Gründung erklärt die Tatsache, daß Kunibert Patron der Kirche wurde, was geschehen sein kann in Erinnerung an die Bemühungen dieses heiligen Bischofs, schon zu seiner Zeit das Christentum im Sachsenlande einzuführen.

Weiter begeht am 22. November die Gemeinde Harsum ihren Cäcilientag. Der Schutzpatronin für die edle Kunst der Kirchenmusik zum Preise hallt es dann in wuchtigen Akkorden durch die große Harsumer Dorfkirche: „Cäcilia, die Jungfrau zart, eine Römerin von edler Art, wie hoch zu preisen, ist wohl zu weisen, auch wohl zu merken aus ihren Werken.“ „Es war St. Katharina von kaiserlichem Blut, voll Weisheit und Doktrina, sehr reich an Ehr und Gut“, so singt man weiter in Asel und Bettmar am 25. November. Nach der Legende wurde die Heilige gerädert, wobei jedoch das Rad zerbrach. Die Gemeinde Asel führt darum ein zerbrochenes Wagenrad in ihrem Wappen. Den Reigen der November-Schutzpatrone beschließt der St. Andreastag in Hasede, wo dem Apostel zu Ehren das Lied erklingt:

„Als St. Andreas hört' die Lehr',
daß Jesus das Lamm Gottes wär,
das wegnimmt alle Sünd' der Welt,
bei Jesus er sich bald einstellt.“

„Es weihnachtet sehr"

Sitten und Gebräuche im Advent.

Unmittelbar vor oder nach dem St. Andreastage läuten durch die Stille und das Dunkel der Winterabende die Glocken vom Dorfkirchturm die trauten Adventswochen ein. Ihr Kommen erfüllt jedes Jahr immer wieder unser Herz mit kindheitsseliger Erwartung und froh beglückender Erinnerung. Der Duft der Adventskränze erfüllt die Wohnungen, Adventskronen schmücken die Stuben, Adventskerzen schimmern auf, und die uralten Adventsgesänge erklingen, wie:

„O Heiland reiß die Himmel auf,
Herab, herab vom Himmel lauf!
Reiß ab vom Himmel Tor und Tür,
Reiß ab, wo Schloß und Riegel für!"

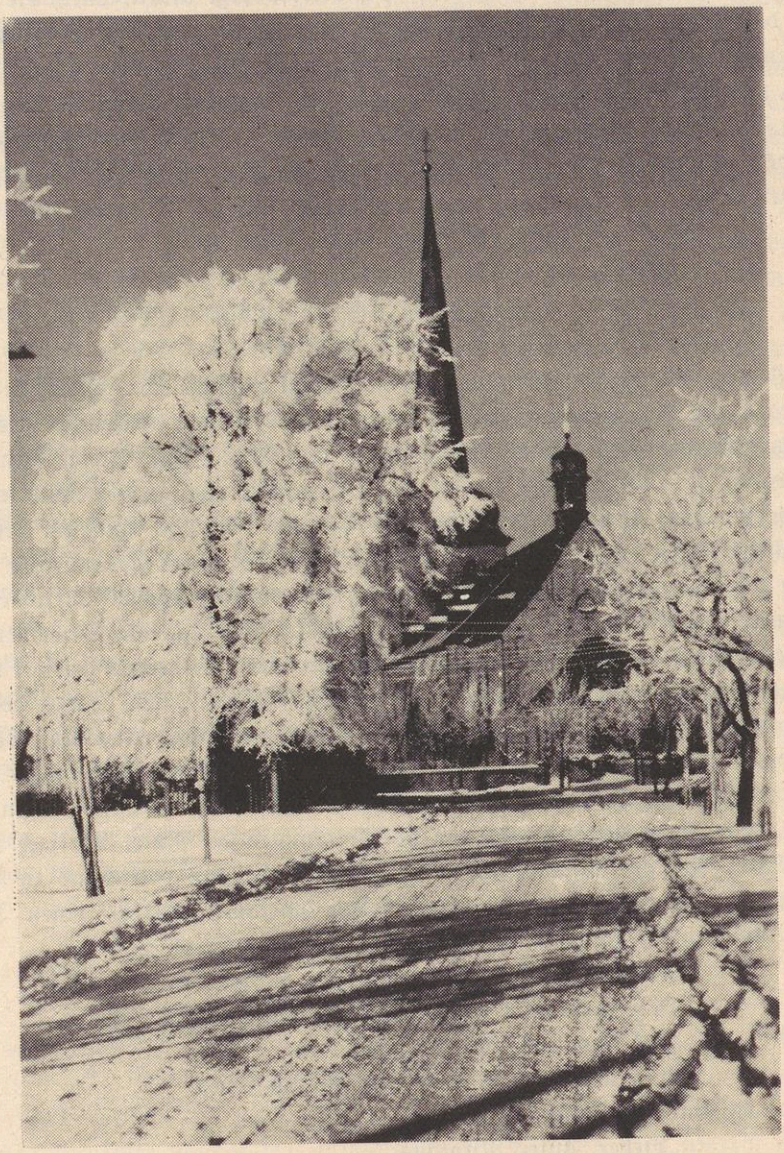
Von besonderen Tagen in der Adventszeit ist zunächst das Fest der heiligen Barbara am 4. Dezember zu erwähnen. Die Artillerie verehrt sie als ihre Schutzpatronin. Gern schneidet man an diesem Tage einige Reiser vom Kirschenbaum ab und stellt sie in eine mit frischem Wasser gefüllte Blumenvase in der warmen Stube auf. Dann schwellen die Knospen, und am heiligen Christfeste stehen die Zweiglein in voller Blüte. Als guter Freund und Liebhaber der Kinder gilt auch heute noch in unsern katholischen Stiftsdörfern allgemein der heilige Bischof Nikolaus, dessen Fest am 6. Dezember als Kirchenpatronatstag in Drispenstedt, Machtsum und Ottbergen gefeiert wird. Erwartungsvoll sehen die Kinder seinem Tage entgegen. Er kommt doch zu ihnen mit allerlei schönen Gaben. Der eigentliche Bescherungstag aber ist hier der „Heilige Abend". St. Nikolaus teilt mehr „Äpfel, Nüsse und Mandelkern" aus und nimmt als treuer Bote das Christkinds Bestellungen entgegen. Die bösen und unartigen Kinder bekommen die Rute. Vielfach ist es noch Sitte, daß sich junge Burschen verkleiden und dann von Haus zu Haus ziehen, wo kleine Kinder sind. Diese stellen am Vorabende oft einen Teller oder Schuh in die Fensterbank und beten:

„Lieber, heil'ger Nikolaus,
Wir stellen dir unsre Schuhe hinaus,
Leg' uns doch was Schönes rein,
Wir wollen auch brav und fleißig sein!"

Wieder ein anderer Reim lautet:

„Lieber, guter Nikolaus
Komm' doch in unser Haus,

Packe deine Taschen aus,
Stell den Schimmel unterm Tisch,
Daß er Heu und Hafer frißt.
Heu und Hafer frißt er nicht,
Zuckerplätzchen kriegt er nicht!"



Dorfkirche im Advent.

Gern singen auch die Kinder:

„Kommt der heilige Mann gezogen
Mit belad'nem Eselein,
O, dann sind wohl allenthalben
Froh die Kinder, groß und klein.
Mutter, heißt's dann, liebe Mutter,
O, bestell' den heil'gen Mann!
Wollen auch hübsch artig bleiben,
Daß der Heil'ge zu uns kann!"

Nicht unerwähnt soll hier ferner das sehr ansprechende von Otto Braukmann vertonte Lied bleiben:

„Heil'ger Bischof Nikolaus,
Gern gedenken dein die Armen
Seit du kommst in jedes Haus,
Dich des Hungers zu erbarmen,
Auch der Kleinen Leid zu lindern,
Teilest freundlich du den Kindern
Deine süßen Gaben aus,
Heil'ger Bischof Nikolaus!"

Neben dem Nikolausfeste ist weiter der St. Thomastag am 21. Dezember von Bedeutung. Er galt früher ähnlich wie Martini als wichtiger Termintag, an welchem Abgaben verschiedenster Art entrichtet werden mußten. Wohl in den meisten Dörfern unserer Heimat, so auch in Borsum und Algermissen, waren dann die sogenannten „Thomaspflichten" fällig. Sie bestanden in der Abgabe eines Brotes und einer Wurst seitens der kleinen Bauern, die nur ein oder zwei Pferde hatten, während die größeren Bauern zwei Brote und zwei Würste an die Opferei oder Kirche abzuliefern hatten.

„Zu Bethlehem geboren"...

Ländliches Brauchtum zur Weihnachtszeit.

Nur wenige Tage trennen uns nach der Wintersonnenwende am St. Thomastage noch vom heiligen Weihnachtsfeste, das einen Höhepunkt des ländlichen Brauchtums im Kreislauf des Jahres bringt. Allerlei Vorbereitungen werden dazu getroffen. Dem gründlichen Hausputz folgt das Kuchenbacken. Wie zu jedem hohen Feste gibt es Weihnachten Platen- und Apfel-

kuchen in reicher Fülle. Aus dem Kuchenteig wurde früher auch ein „Bauernjunge" geformt. Dicke Rosinen stellten Augen, Nase und Gesicht dar. Dieser „Bauernjunge" kam am Christabend unten zwischen die Zweige des Christbaumes und blieb darin während der Festtage stehen. Als weiterer Christbaumschmuck dienten die „Zuckerdinger". Diese stellte der Bäcker her. Aus einem entsprechenden Teig formte er große Herzen und Tiere aller Art, wie Hasen, Rehe, Hühner, Kühe und Schaukelpferde. Sie erhielten einen roten Anstrich und darauf Verzierungen aus weißem Zuckerguß. An ihre Stelle traten später bunte Glaskugeln und Flitterkram verschiedenster Art. Neben dem Christbaum, der wohl in keinem Hause fehlt, hat in den letzten Jahren auch die Aufstellung von Weihnachtskrippen mehr wie je zuvor Verbreitung gefunden.



Selbst gebastelte Krippe mit bekleideten Figuren von Lehrer Bock, Algermissen.

Beim trauten Schein des brennenden Tannenbaumes findet, ähnlich wie früher am „Heiligen Abend", die gemeinsame Bescherung statt. Vielfach herrscht noch die gute Sitte, daß im Anschluß daran das Weihnachtsevangelium vorgelesen wird und der Hausherr die Litanei vom Namen Jesu vorbetet, wobei auch all die lieben, alten Weihnachtslieder erklingen. So gehen die paar Stunden bis Mitternacht schnell dahin. Da wird es allmählich auf den sonst stillen Dorfstraßen etwas lebendiger und lauter. Bald hier, bald dort knal-

len Schüsse von Feuerwerkskörpern und Pistolen durch das Dorf. Dieser Gebrauch geht bis in die germanische Urzeit zurück, wo man zur Zeit der Wintersonnenwende durch solches Lärmen die bösen Geister in den Lüften zu bannen suchte. Gegen zwölf Uhr hebt vom Kirchturm das wunderselige Weihnachtsgeläut an und ruft die ganze Gemeinde zum feierlichen Engelamt in die hell erleuchtete Kirche.

Schon erstrahlen hier zu beiden Seiten des festlich mit Tannengrün und blühenden Alpenveilchen prächtig geschmückten Hochaltars zwei stattliche Tannenbäume im glänzenden Schein der brennenden Kerzen. Auf einem Nebenaltar ist in gewohnter Weise recht stimmungsvoll die Weihnachtskrippe aufgebaut mit ihren trauten, der Gemeinde gleichsam ans Herz gewachsenen Figuren. Davor haben bereits die Ahnen und Urahnen gekniet, gebetet und gesungen.

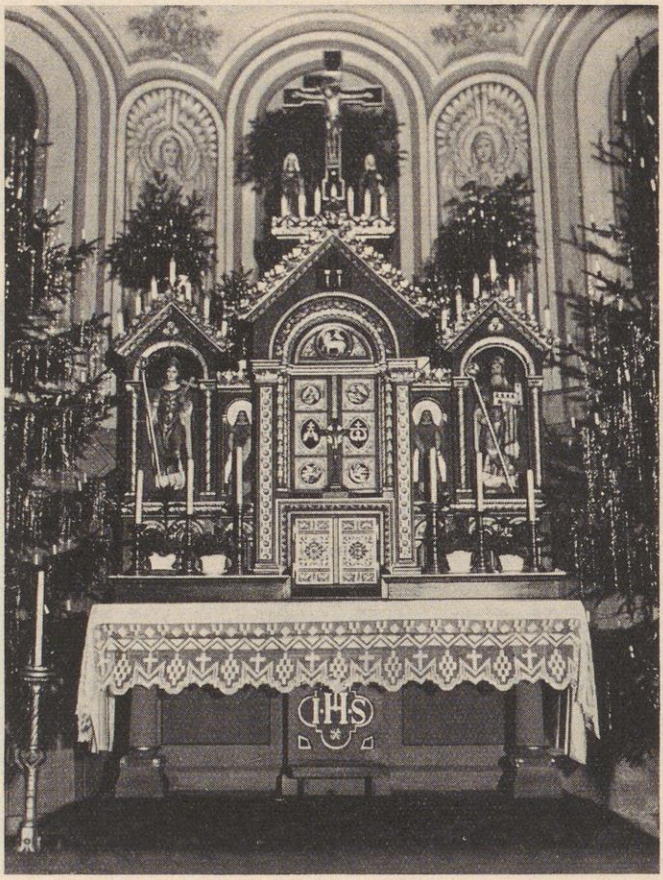
Jetzt beginnt mit dem Glockenschlage zwölf die hochheilige Feierstunde, an deren würdiger Ausgestaltung sich in Algermissen seit altersher die dortige Dorf-Musikkapelle hervorragend beteiligt. In brausenden Akkorden heben Orgel und Trompeten vereint an zum altehrwürdigen Choral: „Als ich bei meinen Schafen wacht.“ Dabei singen Männer und Frauen abwechselnd, gleichsam im Echo:

„Als ich bei meinen Schafen wacht',
Als ich bei meinen Schafen wacht',
Ein Engel mir gut Zeitung bracht';
Ein Engel mir gut Zeitung bracht'.
Des bin ich froh.
Bin ich froh,
Froh, froh, froh,
O, o, o.
Benedicamus domino!“

Von all den andern trauten Weihnachtsliedern wird auch heute noch wohl in den meisten Stiftsdörfern besonders gern gesungen:

„Ein Kindelein so löblich
Ist uns geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich
Zu Trost uns armen Leuten.
Wär' uns das Kindlein nicht gebor'n,
So wär'n wir allzumal verlor'n;
Das Heil ist unser aller.
Eja, du süßer Herr Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist,
Behüt' uns vor der Hölle!“

Eindrucksvoll und erhaben ist sicher der Weihnachtsgottesdienst in den großen Kirchen und Domen unserer Städte und Bischofssitze, schöner und wunderseliger aber bleibt nun einmal Weihnachten daheim im schlichten Dorfkirchlein.



Weihnachten in der Dorfkirche.

Nach dem Glauben und der Vorstellung unserer Ahnen sind in dieser „Weihenacht" geheimnisvolle Kräfte am Werke. So legte früher der Bauer am Christabend gern ein Bund Heu draußen auf den Hof. Das war dann geweiht und wurde im Notfalle dem kranken Vieh zum Futter gegeben, wodurch dessen Heilung erfolgen sollte. Um die Mitternachtsstunde erhob sich auch das gesamte Vieh von seinem Lager. Vom jüngsten Kalb bis zur ältesten Kuh stand alles vor der Krippe, als wollten auch diese Tiere dem göttlichen Kinde ihre Huldigung darbringen.

Dieses Geheimnisvolle war allen folgenden Nächten bis zum Dreikönigstage zu eigen, die darum die zwölf heiligen Nächte genannt wurden. In dieser Zeit mußten verschiedene Arbeiten vollständig ruhen. So durfte nach altem Aberglauben vor allen Dingen im Hause nicht gewaschen werden. An der Wäscheleine würde sich sonst im Laufe des nächsten Jahres jemand aus der Familie aufhängen. Dagegen konnte das Schlachten in den zwölf heiligen Nächten ruhig geschehen. Dies hat sicher seinen Grund in der Tatsache, daß schon in der germanischen Frühzeit das Schwein als ein den Göttern geweihtes Tier galt. So hat ein altes gemütliches Sprüchlein auch heute noch recht, das so lautet:

„Wenn der Christmond dann das alte Jahr beschließt,
Und von der schweren Müh' uns etwas ruhen heißt,
So müssen wir ins Haus, die fetten Schweine schlachten,
Und durch geräuchertes Fleisch uns zu versorgen trachten.“

Auf der Schwelle vom alten zum neuen Jahre findet in vielen Kirchen nach alter Überlieferung, so unter andern in Borsum und Algermissen, gewöhnlich am zweiten Weihnachtstage, zu Neujahr und am Dreikönigsfeste das Stundengebet vor dem ausgesetzten Allerheiligsten statt. Für die Teilnahme daran bekamen die Schulkinder in Algermissen früher aus einer besonderen Stiftung Backwerk geschenkt, wie runde Pfeffernüsse, die volkstümlich „Kermissen“ hießen.

In Borsum nannte man ein ebenfalls in ähnlicher Weise für die Kinder bestimmtes Gebäck die „Adventstuten“. Ihrer Form nach waren es hier „Kuchenräder“ mit einem weißen Zuckerguß. Über die stiftungsgemäße Fundierung und Verteilung derselben gibt ein Bericht des Dechanten Krone vom 5. März 1868 eingehenden Aufschluß. Damals verlangte nämlich der Pastor Aue in Hönnersum nach erfolgtem Ausscheiden seiner selbständig gewordenen Gemeinde aus dem Pfarrverbande Borsum weiteren Anteil der Hönnersumer Schulkinder an den „Adventstuten“. Dem aber konnte Dechant Krone mit Erfolg entgegentreten. Er legte in dem erwähnten Berichte dar, daß für die „Adventstuten“ im ganzen nur drei Reichstaler und 24 Groschen zur Verfügung ständen. Diese Geldmittel rühren von verschiedenen Stiftungen her. So kommt im Kirchenregister von 1719 folgende Ausgabe vor: „Den 23. Dezember für Weißbrod, so den Kindern in der Adventszeit ex fundatione ausgetheilt wird 1 Gulden, 3 Groschen, 3 Pfennige.“ Im Kirchenregister von 1737 heißt es: „Den 24. Mai in festo Pentecostes (Pfingsten) den anwesenden Kindern ex fundatione für weißbrötchen 3 Gulden.“ Dasselbe 1739: „Für weißbrodt ultima Dominica Paschalis (Osterzeit) 3 Gulden.“ Von der Fundation des Pastors Wichardt von 1779 heißt es in einem älteren Anniversarienverzeichnisse: „Die Messe wird am Todestag, 13. Februar, ge-

lesen, nach der Messe erhalten die Schulkinder für 16 Groschen Zwieback. Wieder eine andere „Fundation“ stammt von dem am 4. Oktober 1795 verstorbenen Pastor Karl Doetsch. Aus dem von ihm der Kirche vermachten Legat von 100 Reichstalern sollen 24 Groschen für Zwieback verwandt werden, den die Schulkinder bekommen. Die Geldmittel aus diesen verschiedenen Stiftungen hat man wohl später vereinigt und dafür die „Adventstuten“ am ersten Adventssonntage in der Kirche verteilt, aber nur diejenigen Kinder haben davon erhalten, welche zugegen gewesen sind, schulpflichtige und nicht schulpflichtige, an abwesende ist nichts geschickt.“ „Weil ich vernahm, daß bei der Austheilung der Stuten in der Kirche manche Unordnungen vorgefallen seien“, so berichtet der Dechant weiter, „beschloß ich, dieselben in den einzelnen Schulen nach Maßgabe der Anzahl der Kinder zu vertheilen.“ Das geschah denn auch lange Jahre hindurch, bis infolge der Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse die Stiftungen verfielen. Ein gleiches Schicksal erfuhren die Stiftungen der Dompröpste von Mengersen und von Merode, aus deren Mitteln bedürftige Schulkinder in Algermissen zu Weihnachten neue Schuhe und in Borsum Kleidungsstoffe erhielten.

Mit dem Feste der heiligen Dreikönige am 6. Januar schließt die gnadenbringende Weihnachtszeit ab. Noch einmal wird ihre wunderselige Stimmung wach, wenn am Vorabende von sieben bis acht Uhr den drei Weisen zu Ehren die Glocken in drei Schauern das Fest einläuten und am Festtagmorgen im feierlichen Hochamt das uralte Lied gesungen wird:

„Es führt drei Könige Gottes Hand
durch einen Stern aus Morgenland,
zum Christkind nach Jerusalem
in einen Stall gen Bethlehem.
Gott führ' uns auch zu diesem Kind
und mach aus uns dein Hofgesind!“

Als weit bekannter volkstümlicher Gebrauch, der zu dem Dreikönigstage in enger Beziehung steht, lebte während der letzten Jahre die frühere alte Sitte des „Dreikönigs-Singens“ bei Umzügen durch die Dörfer wieder auf. Schon in der Adventszeit wird damit begonnen. Dann ziehen gewöhnlich von der nahen Stadt Hildesheim aus vier Männer verkleidet von Haus zu Haus. Drei von ihnen stellen die Weisen und einer den König Herodes dar. Sie führen an einer kurzen Stange einen großen hölzernen Stern mit sich, in dessem Innern eine Weihnachtskrippe angebracht ist, vor der zwei Kerzen brennen. Sobald die Dämmerstunden herankommen, begeben sie sich auf ihre „Heischezüge“. Gern gibt man ihnen überall für ihr Singen bereitwillig eine Gabe, entweder eine kleine Wurst oder ein entsprechendes Geldstück. Fein eingeübt, erklingt beim Betreten des Hauses gleich auf dem Flur ihr Lied:

„Wir sind die drei Weisen aus dem Morgenland,
Die Sonne hat uns so schwarz gebrannt,
Wir kamen vor Herodes' Tür.
Herodes sprach: „Wer ist dafür?"
„Wir sind die drei Weisen aus dem Morgenland,
Die Sonne hat uns so schwarz gebrannt!"

Herodes sprach mit falschem Sinn:
„Wo wollt ihr drei Weisen hin?"
„Wir wollen nach Bethlehem, der Davids Stadt,
Wo Maria ein Kind geboren hat!"
„Was hat sie geboren?"
„Ein Kindelein, das ist das allerliebste Jesulein!"

Nach diesen beiden Strophen tritt der Darsteller des Herodes mit gezücktem Säbel hervor und spricht laut:

„Ich bin der König Herodes und wollte das Kindlein töten. Doch die Hand des Herrn war stärker als ich. Sie hat mich überwunden und ließ das Kind mit Joseph und Maria nach Ägypten ziehen. Darum laßt uns noch ein Loblied singen:

„Wir haben gesungen mit voller Andacht,
Und wünschen der Herrschaft eine sehr gute Nacht.
Wir wünschen der Herrschaft einen gold'nen Tisch
Und an den vier Ecken einen gebratenen Fisch.
Wir wünschen dem Herrn zwei goldene Schimmel,
Darauf er reiten kann in den Himmel.
Wir wünschen der Hausfrau einen gold'nen Wagen,
Worauf sie kann in den Himmel fahr'n.
Wir wünschen der Tochter ein gold'nes Lamm
Und einen sehr hübschen Bräutigam.
Wir wünschen dem Sohne ein gold'nes Haus
Und recht bald eine schwerreiche Braut!

Silvesteroamd in Därpe.

Wue hille gaht däi Töit doch henn! All wier is ett Silvester 'e wuorn. An düssen lesten Doage in eoln Joahre rackert man seck in iusen Därpen nich sau aff wöi süss. Datt daet eok goarnich mäir greot neudig. Butten in Felle sind däi masten Soatfuhren 'e pläuget. Watt gifft ett doa noch viel tau arban? Mit Döschen, Hacketsnöien, Meßfeuhrn un Holthacken wierd de

korten Doage iutefüllt. Sau kummt ett an Silvester uppen poar Stunnen freuher Föieroamd wirklich nich an. Eeok vorre Friusluie is ett huite en betten lichtfeuriger. Greot roanemaket hett 'se ierst upp Wöihnachten. Freutöitig ward doarumme däi Hiusarbat fertig. Glöik noan Dambreoe teiet seck alle taun Jutgoahn an. Däi jungen Bengels un Mannsluie dräpet seck in Krauge. Dat Enne von'nen eoln Joahre mott doch ornblich begeoten wiern! Vorr föine Gäste gifft'e Kräuger en betten Heringssoloat un 'en Gloas Punsch taun Besten. Proppetevull sitt'e Gaststiube. Gigen Klocke twölwe stöiget viele uppe Stäuhle un springet noan lesten Klockensloage int nöie Joahr. Niu gaht butten uppen Stroaten en „Heidenspektakel" an. Ett ward 'e scheoten un gigenföitig „Prosit Neujahr" tauheraupen.

Von düssen Hoahnenjükel hürt un seiht de öllern Luie nich mäir viel. Sei blöiwet an Silvesteroamd in Hiuse un goaht rechttöitig int Bedde. Sau sitt huite Oamd uppen freuhern Steinshowwe in Lüttjen Algermissen eok däi eole Biurmester Bertz Faller allöine hinnern warmen Eom inner greoten Stium. Hei denket taurügge an freuhere Töien. Doa gaht'e Hiusdür, un'ne rin kummt föin leiwe Fründ un Noaber Christoffel Bleßmann.

„Schön giuen Oamd!" „Danke eok!" „Sau alläine? Eck dachtet meck woll. Böi ösch is eok alles iutefleogen." „Joa, Minsche, datt is niu moal sau. Doa künnt wöi Eoln nicks anne ännern. Däi Jiugend fäult seck nich mäir mollig in Hiuse un kann doa ganz un goarnich hechten. Sei motte riut un rummesämern. Je duller ett hergaht, desto beter hett 'se seck ammesöiert. Wue is datt doch alles anners 'e wuorn gigen iuse Jiugendtöit. Wei freuen ösch ümmer upp däi stillen Stunnen Winterdoagsoamds inner Stium. An Silvesteroamde wuord däi Christbeom annesticket un denn iestemoal iuten Gesangbauke sungen unne bäet. Giern lass de Here sülmst en Kapitel iuter Heiligen Schrift eoder 'ne Litanei vorr. Upper Eomplatte smurn underdessen däi Puttappels. Sei smecken ösch ümmer ganz bannig. Däi Friue harre denn eok noch en betten Kaffe uppegeoten. Doatau gaff ett dai lesten Stremmeln vonnen Wöihnachtskauken. Alle würn doaböi seelenvergnuigt."

„Diu hest recht, Bertz, datt was doch noch 'en anner Wark wei huite. Doatau könn man noch Familienliem seggen. Wue schön heit ett in däin Gesange „Heb' an, mein lieber Ackersmann", doareober:

„Im Winter, wann der Schnee einfällt,
Und uns der Nord bringt Frost und Kält,
Zu Haus wir uns erlaben,
Bei den Ofen wir uns setzen
Und ergötzen mit den Gaben,
So wir von der Arbeit haben."

Sau gung däi Silversteroamd ümmer in aller Riuhe un Stille henn. Däi Mäkens güten twischendür eok giern moal Blöi. Allerhand Figiurn keimen denn taustanne. Düsse wöisen Glück eoder Unglück in nöien Joahre an. Wöier smetten däi Mäkens oft en Schauh eobern Kopp noa hinnen. Lach den'ne däi Schauh mitter Spitze gigen'e Dür; denn fröie datt Mäken noch in nöien Joahre. Kamm oaber döi Schau mitten Absatze gigen'e Dür; denn harre ett noch en betten Wöile doamidde. Böin Smöiten wuord däi Vers 'e sproken:

„Schauh iut, Schauh in,
Wue eck eobert Joahr woll bin?"

„Joa, joa, Christoffel, datt wasse moal! Loat ösch Eoln moal nich mäir söin; denn weit'er nemd mäir watt von. Wer kennt huite noch dat schöne Nöijoahrssingen? Bett tau söinen Deoe leit seck datt däi eole Nachtwächter Ernst Roffkahr nich niem. In jeder Nöijoahrsnacht gung hei mitter Friue Klocke twölwe dürt Därp. Uppen Höwwen sungen 'se unnern Fenstern tausammen:

„Es ist nunmehr die alte Zeit
Durch Gottes Gnad vergangen.
Drum wollen wir aus Dankbarkeit
Mit unserm Gott anfangen,
Daß er in diesem neuen Jahr
Sein auserwähltes Volk bewahr
Vor allen Unglücksfällen.
Gott, der du unser Schirmher bist,
Sieh an des Satans Macht und List,
Behüt' uns vor der Hölle!"

Oftmals stimme ühr Singen nich sau recht eoberein. Doch datt schoa nicks. Ett briuket doch nich alles heohe Kunst tau söin. Uppe Gesinnunge kummt ett an, un doarann fähle ett nich. Noan Singen kamm däi Wunsch anne Räige mit däin Würn: „Eck wünsche de' Herrschaft en fröhlich nöiet Joahr un viel Glück un Segen vorr Hoff un Hius!" En poar Doage doarupp hoale seck däi Nachtwächter vorret Singen von 'nen Höwwen en betten Wost eoder Geld. Datt hüre niu moal sau midde tau. Lange leiwe Joahre wuord ett ar giue eole Sitte in Ehren 'e heoln.

Watt is doagigen däi huitige Nöijoahrswünscheröie en bleoße Meodesache wuorn. Man schrift Koarten mit allen müglichen bunten Bildern, öfters saugoar mit gräßlichen Fratzen, schicket Kalenders un Anschröifbäuker rumme un denket seck nich en Fatz doaböie.

„Doa heste däin Nägel uppen Kopp 'e dreopen", stimmet Bertz böi. Jetzt fallt meck böi iusen Kürn eober Nöijoahrswünsche en Breif in. Düssen

hebbe eck all vorr langer Töit uppen Hiusbodden 'e funnen. Hei is eober hundert Joahre eolt un an däin doamoaligen Schaulmeſter Heinrich Becker 'e ſchriem. Eck will ne glöik moal herkröigen un deck vorrleſen:

Großen Algermiſſen, den 1. Januar 1831. Liebſter Herr Schullehrer! Bey dem Antritt dieſes neuen Jahres will ich Gott bitten, daß er Sie lange leben laſſen möchte und Ihnen noch eine lange Reihe glücklicher Lebensjahre ſchenken möge. Alle Ihre Unternehmungen möchte Gott doch mit Ihrer Zufriedenheit endigen laſſen. Darum wünſche ich Ihnen alles erdenkliche Gut. Ich wünſche von Herzen, daß die Schulkinder Sie lieben und Ehren, und ich liebe Sie ſehr!

Drum ſetze ich in des Wunſches End
Anſtatt Ihres Teſtaments
Noch viele Jahre für Ihr Leben
Und vieles Glück für jedes Jahr,
So wünſchet Sie am 1 ten Januar
Ein Herz, das Ihr ergeben.
Die Anzahl Ihrer Haare
Sei auch die Ihrer Jahre,
So recht Geſund, Vergnügt dabey,
Doch immer auch der Freundſchaft treu.
Geſundheit und ein langes Leben
Und immer einen frohen Muth
Dies wolle Ihr der Himmel geben
Mir aber bleibt Ihr immer Gut.

Chriſtian Sander zu Großen Algermiſſen 1831.

Liggt in düſſen Breiwe nich Sinn un Verſtand? Man fäuhlt orndlich datt Warme und Truihartige in däin Würn. Eck hebe meck doarumme däin Breif wiſſe upp un loat 'ne böi Gelegenheit von iuſen jungen Luien leſen. Müget däi eok villichte doareober bleoß ſnippſch lachen. Datt is ühre Sache. Man hett eben keinen Sinn mäir vorr ſouwatt. Juſenthalben könnt 'ſe eok huiteoamd ruhig rmmeſpektakeln un int nöie Joahr ſpringen. Doavon hett 'ſe nicks intaukuomen ar hüchſtens en böiſeopenen Kopp. Wei willt uppet Rinſpringen giern verzichten un et leiwer mit däin Würn in iuſen Nöijoahrsgeſange heoln:

„Wir fangen an dies neue Jahr
In unſers Jeſu Namen,
Der geb' uns allen immerdar
Des Heiligen Geiſtes Samen,
Daß Alles, was wir werden thun,

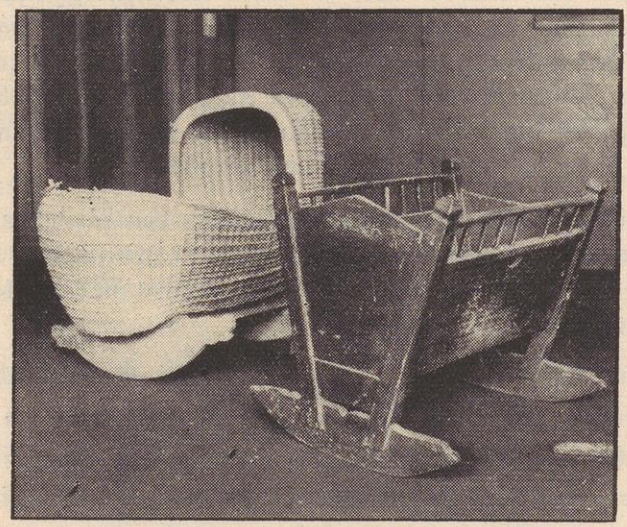
Auf unserm Jesu mag beruhn
Im Leiden und im Sterben;
So werden wir noch mit der Zeit,
Nach vielem Kreuz und schwerem Leid
Das Himmelreich erwerben."

„Darin noch meine Wiege steht"

Heimatliche Wiegen-, Spiel-, Neck- und Scherzlieder.

Zur rechten Ausstattung der früheren Bauernstube gehörte neben anderen gediegenen Möbelstücken auch eine hölzerne oder aus Korbweiden geflochtene Wiege. Als altehrwürdiges Familienerbstück fand sie lange Jahre hindurch einen Ehrenplatz im häuslichen Kreise. In ihr hatten meist schon die Urahnen und Großeltern, „von der Mutterliebe zarter Sorge bewacht", die ersten Tage und Monate ihres goldenen Lebensmorgens verbracht. Ihnen folgten wieder Kinder und Enkel, die nach einem volkstümlich bekannten Ausdruck in derselben Wiege „groß" wurden. Es war, wie es im Liede vom Vaterhause heißt:

„Darin noch meine Wiege steht,
Darin lernt ich mein erst' Gebet;
Darin fand Spiel und Lust stets Raum,
Darin träumt ich den ersten Traum."



Alte Wiegen im Borsumer Dorfmuseum.

Welch' eine Fülle anmutiger, wohlvertrauter Bilder steigt bei der Erinnerung an diese Jahre vor uns auf! Da sehen wir die treusorgende Mutter an der Wiege ihres Jüngsten sitzen und das Kindchen in süßen Schlummer wiegen. Sie wird nicht müde, dabei all die bekannten Liedchen und Verse immer und immer wieder mit aller mütterlichen Hingabe zu singen, bis schließlich die Wiege stille steht, und die Mutter ihrer weiteren Arbeit nachgehen kann.

Längst entschwunden sind jene Zeiten. Nur vereinzelt findet sich heute noch eine der alten Wiegen in irgend einem verlassenen Winkel der Häuser, oder sie hat Aufstellung in einem Heimatmuseum gefunden. An ihre Stelle sind die modernen, prunkvoll ausgestatteten Kinderwagen getreten, wodurch die ursprüngliche „Kinderstubenpoesie" viel von ihrer eigenen Stimmung eingebüßt hat.

Erhalten geblieben sind jedoch zum Teil die verschiedensten Wiegen- und Schaukelliedchen, Sprüchlein zum Fingerspielen, Kniereiterstückchen, Neck- und Scherzreime. Als volksentsprossenes Gut ist bei ihnen die lebendige Verbindung mit den Dingen der Umwelt, mit Mutter Sonne und Bruder Wind, mit den Tieren daheim und draußen, mit Blumen und Käferlein noch nicht abgerissen. Es handelt sich dabei vielfach um mundartliche Kleindichtung, die singt und sagt von der ganzen Welt kindlichen Erlebens, Schauens, Denkens und Empfindens. Sie ist wahr, echt, einfach und kindergemäß, bleibt im Anschauungskreis des Kindes und beschäftigt sich mit dessen Gedanken, Stimmungen, Wünschen und Trieben. Wer zu diesen Kinderliedern nicht die Liebe zum Volkstum und das Verständnis für alte Volkskunst mitbringt, der wird enttäuscht. Dem rechten Volkstumsforscher dagegen eröffnet sich in dieser Beziehung eine der schönsten und lohnendsten Aufgaben aller Volksbildung und Heimatpflege. Er findet bei der Sammlung und näheren Betrachtung dieser Reime und Lieder alle Formen dichterischer Darstellung.

So erzählen z. B. die folgenden Wiegenlieder von Lämmlein und Gänslein, schildern fröhliche Feiern und stellen Arbeiten und sonstige Handlungen dar. Wohl in den meisten Dörfern unserer Heimat sind die hier zunächst aufgeführten Wiegenlieder bekannt.

„Schlaf, Kindchen, schlaf,
Da draußen geh'n zwei Schaf',
Ein schwarzes und ein weißes,
Und wenn das Kind nicht schlafen will,
Dann kommt das schwarze und beißt es!

Schlaf, Kindchen, schlaf,
Es war einmal ein Schaf.
Das Schaf war geschoren,
Da hat es sehr gefroren.
Da kam ein guter Mann,

Der zog ihm seinen Mantel an,
Da braucht es nicht mehr zu frieren
Und konnte froh herumspazieren!
Schlaf, Kindchen, schlaf,
Es war einmal ein Schaf'.

„Eia, popeia, schlag's Lämmchen tot!
Was tun wir damit?
Es wird ja nicht groß.
Wir woll'n es verkaufen,
Und kommt kein Kaufmann,
Dann müssen wir's behalten
Das kleine Schaflamm.

Schlaf, Kindchen, schlaf,
So schenk' ich dir ein Schaf
Mit einer gold'nen Schelle fein.
Das soll dein Spielgeselle sein.
Schlaf, Kindchen, schlaf,
So schenk' ich dir ein Schaf'.

Sloap, Kinneken, sloap,
Vorr'n Holte gaht 'en Schoap,
Doanäem gaht 'en Lämmelein,
Datt schall iuse Kinneken
Söin Begleiter söin."

Schlaf, Kindchen, schlaf,
Am Himmel geh'n die Schaf,
Die Sterne sind die Lämmelein,
Der Mond, das will der Schäfer sein,
Schlaf, Kindchen, schlaf,
Am Himmel geh'n die Schaf'.

Schlaf, Kindchen, schlaf,
Und blök' nicht wie ein Schaf.
Sonst kommt des Schäfers Hündelein
Und beißt mein böses Kindelein.
Schlaf, Kindchen, schlaf,
Und blök' nicht wie ein Schaf."

Recht bekannt und beliebt sind ferner die Lieder von den lieben Gänslein:

Eia, popeia, was raschelt im Stroh?
Das sind die lieben Gänse,
Die haben keine Schuh',
Der Schuster hat's Leder,
Doch kein' Leistchen dazu. —
Nun geh'n die lieben Gänse
Auch ohne Schuh'.

Eia, popeia, schlag's Gickelchen tot,
Legt mir keine Eier
Und frißt mir mein Brot.
Drum rupfen wir ihm die Federchen aus
Und machen unserm Kindel
Ein Bettchen daraus.

Sehr zahlreiche Lieder gibt es weiter, die von Feiern, gutem Essen und Trinken berichten:

„Eija, popeija in Siuse,
Wöi wütt noa Greoßvoaders Hiuse,
Doa slacht 'se 'n Swöin,
Doa drinket 'se Wöin,
Doa ät 'se Zuckerkoschoaln
Däi schall iuse Hannes böitoaln!

Juse Miusekätschen,
Wuoa wutte hentau?
Eck will noa Greoßvoaders Hiuse,
Doa slacht' se 'n Swöin,
Doa drinket se Wöin,
Doa schall iuse Betschen
Söine Hochtöit söin!

Eija, popeija, in Daume
Doa hängt 'ne greote Kraune,
Wer däi greoten Klocken tuiet,
Däi kriggt datt beste Hauhnerstuit!"

Wieder andere handeln von Ernst und Scherz aller Art, wobei das nach dem Holzegehen eine große Rolle spielt.

„Sloap, Kinneken, föite,
Eck wäige deck mit'n Fäut'n,
Eck wäige deck mit'n bunten Schauh,
Niu dau däi lüttjen Eogen tau."

Eija, popeija, Provosse,
Juse Jochen is en Bölkosse,
Juse Betschen is ett beste Kind,
Wenn Druitschen un Hannes noar Schaule sind.

Holter, depolter, däi Woagen däi bräckt,
Däi Päre, däi wür'n versunken,
O wue wäine däi Ackermannsknecht,
Potsdiusend wue fliuche däi Junker!

Eia, popeia, vorm Holze,
Da weht der Wind so stolze,
Morgen woll'n wir wieder zum Holze geh'n,
Dann soll die Popeija wohl stille steh'n!

Eia, popeija, sau minne,
Gistern würn wöi nich inne,
Morgen wütt wöi wier iutgoahn,
Dann schall däi Popeija woll stille stoahn!"

Recht vielgestaltig ist so die Reihe dieser Wiegenlieder, die besonders von den Müttern als wertvolles Erziehungsgut gehütet und gepflegt werden. Für die Unterhaltung und Beschäftigung der schon etwas größeren Kinder dienen daneben lustige Kniereiterstückchen und Spiellieder. Da sitzt z. B. so ein kleiner Hosenmatz auf dem übergeschlagenen Knie des Vaters, der den „stolzen Reiter" unter lautem Jauchzen und fröhlichem Lachen „reiten" läßt, wobei die Verse ertönen:

„Juck, juck, juck Reiterlein,
Wenn die Kinder kleiner sein,
Reiten sie auf Stöckerlein,
Wenn sie größer werden,
Reiten sie auf Pferden,
Dann läuft das Pferdchen tripp, tripp, [trapp
Und wirft den kleinen Reiter ab,
Klapauz in 'n Graben."

Bekannt ist auch der Gang nach der Mühle:

„Juck, juck, juck noar Müel'n,
Heini uppen Füel'n,
Anna upper bunten Kauh,
Juck, juck, juck noar Müel'n tau."

Von der Mühlenarbeit hieß es:

„Müele, Müele, moahle,
Däi Jungens kost 'en Doahler,
Däi Mäkens kost 'en golden Kneop,
Däi Jungen kost 'en Botterbreot."

Oft mußte die Reise nach Hildesheim, dem „Potte", herhalten:

„Hotte, möin Pärd, hü, hotte,
Von Buessen bett noan Potte,
Doa loat w'ett mit Gold besloan,
Denn kann däi Reise wöier goahn!

Galten diese Kniereiterstückchen mehr für die kleinen Buben, so bereitet den Mädchen das Spiellied vom Kuchenbacken immer viel Freude. Welch kindliche Fröhlichkeit strahlt aus ihren unschuldsvollen Augen, wenn ihre kleinen Patschhändchen zusammenschlagen bei den Versen:

„Backe, backe Kuchen,
Der Bäcker hat gerufen;
Wer will gerne Kuchen backen,
Der muß haben sieben Sachen:
Eier und Schmalz,
Butter und Salz,
Milch und Mehl,
Safran macht den Kuchen gel!"

Sehr oft hört man ferner auch die verschiedensten Neck- und Scherzlieder, wie u. a. die folgenden:

„Annemaröi, diu bist joa sau glatt,
Wutte noar Kerken, eor wutte noar Stadt?
Eck will nich noar Kerken,
Eck will nich noar Stadt,
Eck bin joa alle Doage sau glatt."

Ein andermal heißt es:

„Eck weit moal watt,
Watt diu nich weißt,
Datt hett meck Meister Jürgen 'e läiert.
Meister Jürgen, giuer Mann,
Sette meck upp'n Blanken,
Föire meck noa Ranken.
Ar eck noa Ranken Hiuse kamm,
Satt däi Koater innen Sliutstauhle,
Hund fege de Stium iut,
Katte brocht 'n Dreck heriut,
Brocht 'ne uppe Brügge,
Brügge fung an tau knäetern,
Alle eoln Wöiber
Füngen an tau snäetern!"

Ein ähnlicher Reim lautet wieder so:

„A, B, Bock,
Katte leip in't Lock,
Hoale 'en dicken Botterkniust,
Leip 'er midde vorr Noabershius,
Noabershius was tau,
Leip se hinnere Kauh,
Doch däi Stall was eok nich eopen,
Kruop 'se uppen Swöinekeom!"

Nicht selten sind weiter Verse und Reime von bestimmten Namen und Personen zu hören, z. B.:

„Karline, Karlane,
Watt kroakelt däi Hoahne?
Hei sitt uppen Wöim
Und leggt lauter Rosöin'."

oder:

„Diu bist 'n Schelm upp däine Hiut,
Diu suppst däin Biurn de Are iut,
Un läßt de Schoaln in däin Nest,
Denn meint däi Biur:
Däi Ilk würt 'e west."

Die von Dorf zu Dorf reisenden alten Musikanten mußten gar oft folgende Verse über sich ergehen lassen:

„Jingel, jingel, juck, juck, juck,
Däi Spielmann, däi will starm,
Giewet 'ne poar mit'n Slarm,
Giewet 'ne Stücke Käisebreot
Un loat 'ne nich verdarm."

In all diesen Wiegen- und Spielliedern, Neck- und Scherzreimen herrscht der Grundzug quellfrischer Gesundheit, Echtheit, Wahrheit, Ursprünglichkeit. So spricht reinste Freude daraus; denn hier lebt die Seele, der Geist der kindlichen Hingabe an die Dinge der Umwelt weht, der Geist der Jugend.

Selbst gesponnen, selbst gemacht

Die Flachsverarbeitung, ein Stück altbäuerlicher Wirtschaft. — Von der grünen Pflanze zum schneeigen Leinen.

Einen wesentlichen Zweig der früheren bäuerlichen Wirtschaft bildete der Anbau und die Verarbeitung des Flachses.

Als älteste bekannte Faserpflanze wurde der Flachs schon von den Ägyptern und den Pfahlbaubewohnern angebaut. Bei den alten Germanen war der Flachs der Göttin Frigga heilig. Sie fuhr in einem mit Katzen bespannten Wagen, der an Strängen aus blühendem Flachs gezogen wurde, zu Beginn des Frühjahres durch die Lande. Den fleißigen Spinnerinnen schenkte sie Spindeln und spann diese des Nachts voll. Der Schutzgöttin zum Dankopfer ließ man in der Flachsernte ein Bündel auf dem Acker stehen.

Aus den gewonnenen Fäden webten die Frauen und Mädchen mit eigener Hand die verschiedenartigsten Kleidungsstücke. So trug auch Karl der Große mit Vorliebe leinene Gewänder. Von seiner Gemahlin und seinen Töchtern wird berichtet, daß sie selbst die Kunst des Spinnens und Webens verstanden und gern ausübten. Die Blüte der Leinenindustrie war in Deutschland im 16. Jahrhundert unter Karl V. Damals lebten allein in Augsburg 3500 Weber, darunter die reiche Familie Fugger, die in den Grafenstand erhoben wurde. Um diese Zeit erfand 1530 J. Jürgens in Watenbüttel bei Braunschweig das Spinnrad. Ein bedeutender Fortschritt in der Flachsbearbeitung bahnte sich dadurch an, der das spätere Brauchtum und die viel gepriesene Poesie der Spinnstuben zur Folge hatte. Bis zur Einführung des Zuckerrübenbaues hat sich der Spinnrocken als wahrer Freund unserer ländlichen Bevölkerung in den damals vorherrschenden armseligen wirtschaftlichen Verhältnissen erwiesen. Alles, was Hände hatte, mußte „Kuopgarn" (Garn zum Verkaufen) spinnen. Der „Lopp" Garn war gerade so gut wie bares Geld und wurde in der Stadt und von jedem Dorfkrämer als solches angenommen.

Viel Zeit aber beanspruchte die Verarbeitung des Flachses. Es kostete mühselige Arbeit und manchen Handschlag, bis aus der grünen, blaublühenden Pflanze der feine Faden und dann das schneeige Leinen bereitet war. Nach einer alten Regel: „Säe Korn Egidi (1. Sepetember), Hafer, Gerste Benedikti (21. März, säe Flachs Urbani (25. Mai) begann man Ende Mai mit dem Aussäen der Flachskörner auf den dafür bestimmten und zuvor gehörig bearbeiteten Acker. In günstigen Jahren entwickelte sich die keimende Saat schnell. Einen malerischen Anblick gewährten bald die blühenden Flachsfelder, die einen prächtigen Schmuck der Dorfflur bildeten. Aber auch das lästige Unkraut schoß dazwischen immer wieder in Hülle und Fülle hervor. Da ging es nun täglich ans „Krauten"; denn das Hacken war infolge der breitwürfigen Aussaat mit der Hand gänzlich ausgeschlossen. Jeder einzelne Unkrautstengel mußte so besonders ausgerissen werden. Etwa gegen Ende August kamen die Samenkapseln allmählich zur Reife, so daß jetzt die Flachsernte beginnen konnte. Soviel zwei Hände von den ausgerissenen Flachsstengeln zu umfassen vermochten, band man in kleine Bündel zusammen und stellte diese zum Trocknen auf. Nach dem Einfahren diente zunächst das „Reppeln" am „Reppelrade" oder „Reppelbaum" dazu, von den Stengeln die Samenkapseln zu entfernen. Auf einem sonnigen Platze wurden diese nochmals zum völligen Trocknen ausgebreitet und dann in der Scheune mit dem Flegel gedroschen. Die Körner dienten wieder als „Saatgut" oder als „Schlagsaat", aus der die Ölmühlen das Leinöl herstellten. Das gedroschene Flachsstroh brachte man in die „Rotten" am Bruchgraben, oder an einem anderen in der Nähe befindlichen Bache. Jeder Bauer hatte hier eine bestimmte Stelle,



wo er seinen Flachs ins Wasser packte und noch mit dicken Steinen beschwerte. Dieses „Rotten" sollte die äußere Bastschicht der Flachsstengel in Fäulnis versetzen, damit sie sich leichter entfernen ließ. Wenigstens vierzehn Tage dauerte dieses Lagern in den „Rotten", worauf dann das verfaulte und mürbe gewordene Flachsstroh wieder ausgelegt wurde, um im Sonnenschein zu dörren. Daran erinnert z. B. in Kleinalgermissen noch die Flurbezeichnung „Lechtwiese", plattdeutsch „Uppen Läen".

Der trockene Flachs lag während des Winters in der Scheune und kam erst im zeitigen Frühjahr zur weiteren Verarbeitung. Äußerst vielseitig und langwierig gestalteten sich hierbei die verschiedensten Handgriffe. Emsige Frauen und Mädchen standen auf der großen Scheunendiele oder unter dem Schauer zuerst am

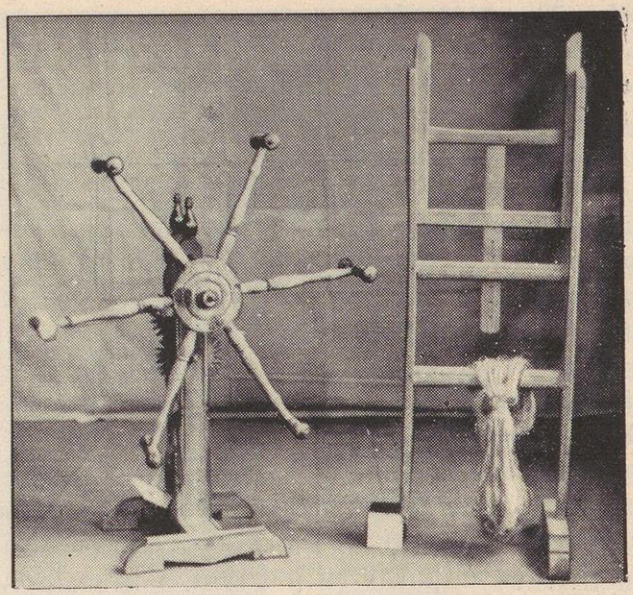
„Ristewocken". Mit zwei Händen eine „Riste" (eine Handvoll) an den beiden Enden gefaßt, schabten sie diese auf der scharfen Schneide des Wockens fleißig hin und her, damit die „Scheve" oder „Schäbe", die äußeren holzigen Teile, abfiel. Schon vorher waren mit der Handbreche, der sogenannten „Brake", die Stengel zum Zerknicken gebracht. Die „Risten" kamen vom „Ristewocken" an das „Zackebrett". Mit der linken Hand legte man eine „Riste" in einen Schlitz des senkrecht stehenden Brettes, während die rechte Hand mit der „Schwinge" das Abstreichen unter kräftigem Schlagen besorgte. Hierauf taten die groben und feinen „Hecheln" das Weitere, bis die Flachsristen sich spinnfertig erwiesen. Da inzwischen die neue Saatzeit herannahte, fanden die Flachsarbeiten damit vorläufig ihr Ende. Der feinsäuberlich gehechelte Flachs wurde auf dem Scheunen- oder Hausboden in der rechten Weise aufbewahrt.

In dem darauf folgenden Winter begann das als Kernstück der ganzen Flachsbearbeitung vielgenannte „Spinnen". Abend für Abend surrten dann in den „Spinnstuben" der Dörfer die Räder. Es waren dies Stunden echter Dorfgemeinschaftspflege, ausgefüllt mit fröhlichem Singen, Scherzen und Erzählen. All unsere schönen Spinnlieder und alten Spukgeschichten stammen aus dieser Zeit wahrsten dörflichen Glückes und Friedens.

Zum Abspulen des fertig gesponnenen Garns von der Spindel diente das „Haspeln". Waren 90 einzelne Fäden vom „Haspel" aufgespannt, dann klappte der hölzerne Hammer hernieder auf das Schallbrett. Diese 90 Fäden ergaben ein „Gebind", zehn „Gebinde" einen „Lopp" und zwanzig „Löppe" eine „Stiege". Durch gründliches Kochen im heißen Wasser mit Asche vermischt bekam das Garn eine hellere Färbung. Zum Schluß erhielt endlich der Weber das nicht vorher schon verkaufte Garn, der es auf dem „Webstuhl" zu feiner Leinwand verarbeitete. Die einzelnen Leinwandstreifen wurden noch mehrmals auf dem grünen Rasen des Obstgartens zum „Bleichen" ausgespannt, bis sie „im schneeigten Schimmer" erglänzten, wie der Dichter sagt:

„Auf die Bleiche bringt das Mädchen,
Was der Winterfleiß gesponnen,
Und im Hag erzählt die Amsel,
Was im Schnee sie still ersonnen."

Voll freudigen Stolzes schaute die Hausfrau nun auf den reichlichen Schatz „köstlichen Linnens". Wohl geborgen sammelte sie ihn in ihren eichenen Truhen und Schränken. Er bildete nämlich einen wesentlichen Bestandteil bei der „Mitgift" ihrer heranwachsenden Töchter. Jedes Mädchen erhielt bei seiner Verheiratung eine entsprechende Anzahl Stiegen Leinwand und bereits fertige, mit seinem Namen und dem Hochzeitsjahr versehene Kornsäcke als Erbteil mit.



Haspel und Garnwinde.

Aus diesem Vorrat an wertvoller Leinwand wurden je nach Bedarf Hemden, Schürzen, Kleider, Bettlaken, Handtücher, Tischdecken und blaue Arbeitskittel hergestellt. So trug man damals als heimische Tracht eine Kleidung, die fast nur aus eigenen, auf dem angestammten Boden der Heimat gewonnenen Rohstoffen, angefertigt war. Es galt eben der Leitspruch: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die schönste Kleiderpracht."

Durch den Zuckerrübenbau erfolgte eine starke Zurückdrängung und in unserer Gegend eine vollständige Aufgabe des Flachsanbaues. Die Einführung der billigen Baumwolle und die übertriebenen Modetorheiten brachten weiter eine bedeutende Abnahme der Anbauflächen mit sich. Diese betrugen im Jahre 1900 in ganz Deutschland nur noch 33 662 Hektar, das ist ein Drittel von 1878.

In ihrem tatkräftigen Bestreben, Deutschland immer mehr unabhängig vom Auslande zu machen, hat unsere Reichsregierung nun auch wieder zu vermehrtem Flachsanbau und zum Kampfe gegen alles fremdländische Wesen in Kleidung und Lebensführung aufgerufen. Es muß anders werden, wogegen schon der mittelalterliche Satiriker Sebastian Brant wetterte, „daß eines Bürgers Weib viel stolzer; denn eine Gräfin tut", und in seinem „Narrenschiff" das bittere Verschen schrieb:

„Was eine Gans von der anderen sieht,
darauf ohne Unterlaß sich dicht't."

Erst jetzt erfüllt sich notgedrungen auch der im „Hosenteufel“ von 1656 enthaltene Spruch:

„Behielte jedes Land seine Weise,
Seine Kleidertracht, seinen Trank und seine Speise,
Ließe man England seine Wolle und Tuch,
Indien seine Gewürze und Wohlgeruch,
Welschland seine Leckerei und stolze Pracht,
Frankreich und Spanien seine Kleidertracht,
So stände es besser um die Welt,
Und wir Deutschen behielten unser Geld.“

Sloa diu tau, eck kann nich!

Eine Erinnerung an altdörfliche Winterarbeiten.

Et is Winterdag. Butten uppen Felle gifft et nich mäer viel te dauen. Dei Frost het en Enne damidde maket.

Doa ward et eok in Därpe immer stiller. Noa dei hillen Töit kumet niu en poar riuhige Weeken. Dei neudigen Hoffarbeiten am Doage sind balle doan. Däi Mannsluie feuert Meß, hacket Holt eoder maket Wost iuter Pelle. In Hiuse flicket und stoppet Noamedoags dei Mäkens un Friuens Kurn- und greote Koaffäcke. Doaböi ward et freui duister. Noan Damdbreo sitt man inner Stiuben böim warm Eom. Et ward'e snacket von dütt und datt und flöitig 'e spunnen. Fröitöitig gaht et int Bedde. An den mäersten Doagen hett et eok wedder fröi uppstoan. Et schall denne döschet wiern. Datt is däi Hauptarbeit Winterdoags.

Greote Maschoinen gifft et davorr noch nich. Man mott alles mit en Flegel döschen. Dütt is bannig siuer und langwöilich. Wenn et früst, gaht et Kurn am besten heriut. Doarumme ward in aller Herrgottsfröie annefungen. Noch is et stockeduister. Dei Klocke het groade twei 'e sloan. Doa blest däi Nachtwächter. Up däin greoten Höwwen wecket hei de Luie. Düsse trecket hille de Böxen an un smöitet seck den bloagen Kittel eoder Kruiper eober. Niu gaht et noar Schuine. Höier ward de Lüchten in en stoinern Wandlock 'e stellt. Dei Smoidigste stiggt upper Leddern herupp int Foak und smitt de Garben aff. Düsse wierd unnen upper Schuinedäle iutebreit. Dei Oahren kumet noar Midde und dei Stärten noa butten. Jedesmal twei Stöigen hüret tau öiner Lae. Jetzt niemet däi Döschekierls iut en Zöiseckenwinkel en Flegel. Söi spöiget inne Hänne und fanget an de döschen. Klapp, klapp drünt et eober däi Schuine. Balle hürt man et eok iuter Noaberschopp. An den Klappen konn

man hüren, wuviel Luie döschet. Böi tweien gaht däi Takt immer: „Sloa diu tau, eck kann nich." Döschet oaber veire eoder mäer, denn gaht et: Philippus, Jakobus, Philippus, Jakobus." — Noa korter Töit is däi irste Lae einmoal eobere döschet. Niu wierd däi Garben eopen e' bunnen und wier ordlich iutebreit. Wedder gaht datt Döschen rundumme. Jetzt schüddet einer mitter Schüddegeffeln däi Halme gehörig upp. Ein anderer draht däi Lae umme. Doaböi grippte immer mit twei Hännen tau und smitt et vorr seck hereober. Sau ward däi Lae taum triddenmoale eobere döschet. Däi Flegels sett man niu irstemoal anne Söite und bind datt Streoh noan Uppeschüdden midde Geffeln in dichte Bunne. Eok düsse wierd vorrn Wegpacken noggemoal eobere döschet.



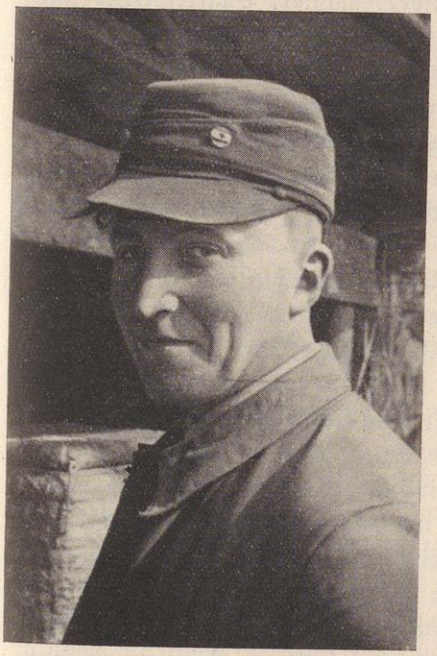
Beim Dreschen.

Noar tweiten Lae ward als Kaffe dat warme Beier e'drunken und betten doatau'e getten. Föif Laen mött bett taun Freuhstücke fertig söin. Denn ward dat korte Tuig abbeharket und dat Kurn innen Zeiseckenwinkel 'eschevben. Sau döschet man dagseober tweimal föif Laen. Gigen Klocke tane gifft et en Sluck und en Happen Breot taun anböiten. An keolen Doagen schaffet et am mäersten. Denn is vorr gewühnlich all gigen Klocke 3 namedags Föieroamd. Sau ward immer twei Doage döschet und doanoa datt Kurn ranemaket. Doaböi smitt man dütt midder Wärbschüffeln vonnen

Hucken innen Zeiseckenwinkel eober dei Schuinendäle gigene annere Wand. Davor sammelt seck dat giue dicke Kürn, dat lichte blifft all vorrher liggen.

Niu mott dat Kurn noch dorch e'möldert wiern. Doatau sind twei Luie neudig. Einer schüddet herin und däi andere kreckelt. Ganz vergnuigt is man doaböi und singt mitunder, datt dei Höide wackelt. Am besten könnet dei eole Kurrad Luike in Buessen. Hei sung immer böin Kreckeln: „Karl hat sein Vermögen mit Lottschen durchgebracht, und hat auf allen Wegen so manches Ständchen mitgemacht. Nun sitzt der arme Junge fest, man bringt ihn in das Schuldarrest. Wer hätte das gedacht? Die Liebe, die Liebe hat ihn soweit gebracht."

Aff und tau brummet upp greoten Höwwen all öine Mascheine. Düsse ward dür'n Güpel e'driem. Unnere Schiure goaht doavorr veir Päre. Hillenspringers sind doatau nich te briuken. Sei mött ruihig und feste trecken. Lichtfeuriger is datt Futtersnöien. Doa kann et öin Pärd schaffen. Am mäersten maket man dütt vaber mitter Snöielae. Jeder kann et nich. Et hürt doatau Handfertigkeit und Armpurre. Sau bringt en Sluirenpruil und en Koafkopp nicks fertig. Däi Arbeit mott doarumme däi Greotspänner eoder Häre sülm iutfeuern. Doaböi loppt däi Sweit oft am Baste doal. Doch datt helpet alle nich. Däi Päre und Kahe wütt watte fräten hebben. Man blifft eok immer lustig und taufrien doaböie, wi et in den schönen Biuernlei hett:



„Ich aber habe guten Mut
Mein warmes Bier bekommt mir gut.
Da wird auch mancher Span geschnitzt,
Indes die Frau beim Spinnen sitzt.
So geht's jahraus, jahrein mit mir,
Ich danke meinem Gott dafür
Und habe immer frohen Mut,
Und denke: Gott macht alles gut!"

Ich habe immer frohen Mut,
mein braunes Bier bekommt
mir gut.

Von alten dörflichen Hof- und Gemeinde-Backhäusern.

I.

Wohl so alt wie die Menschheit selbst ist ihr unabläßiges Mühen und Sorgen um das tägliche Brot. So wurde dieses im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zum Inbegriff aller menschlichen Ernährung, wie es die fünfte Bitte im Vaterunser: „Unser tägliches Brot gib uns heute", treffend zum Ausdruck bringt.

Das Wort Brot geht auf die Sprachwurzel „bru" zurück, die brauen, durch Feuer zubereitet, bedeutet. Als altererbte Bezeichnung erscheint dafür „Laib", vom gotisch „hlaifs" abgeleitet, ein durch Hitze, Hefe und Kohlensäure-dämpfe schmackhaft und genießbar gemachter Stärkekleister. In den ältesten Zeiten haben die Menschen die Getreidekörner noch roh oder geröstet genossen. Mahlen und Backen lernten sie erst später kennen. Ungesäuerte, in der Asche des Herdes gebackene flache Kuchen bildeten dann die ursprünglichen Formen des Brotes. Hoch entwickelt war die Backkunst schon früh in Ägypten. Von dort gelangte sie zu den Griechen und Römern. Während es bei den Griechen bereits im fünften Jahrhunderte v. Chr. ein vollständiges Bäckereigewerbe gab, fand in Rom erst seit 168 v. Chr. ein gewerbsmäßiger Bäckereibetrieb statt. Dagegen waren auch unsere germanischen Vorfahren schon lange vor der Zeit des Varus mit der Bäckerei vertraut, was verschiedene bei Ausgrabungen gefundene frühgeschichtliche Handmühlen beweisen. In den Verordnungen zur Bewirtschaftung seiner Güter verlangte Karl der Große, daß auf den Haupthöfen auch Bäcker angestellt wurden. Zu einem selbständigen Gewerbe hat sich die Bäckerei mit den anderen Handwerken in den mittelalterlichen Städten entwickelt.

Eine geraume Zeit ging indes noch darüber hin, bis die gewerbsmäßige Bäckerei auch auf dem Lande Eingang fand. Länger als die Ausübung der übrigen Gewerbebetriebe geschah hier das Backen in den einzelnen Haushaltungen selbst.

Zu diesem Zwecke hatte jedes Gehöft sein eigenes Backhaus. Meist inmitten des zum Hofe gehörenden großen Grasgartens erhob sich der kleine einstöckige, weißgetünchte Fachwerkbau mit langherabgezogenem Dach auf der einen Seite. Dicht aneinander gedrängt umgaben ihn viele alte Zwetschen- und oft schon morsch gewordene hohe Birnbäume. Mit ergrautem Stamm oder freundlichem Grün standen in seinen Winkeln und Ecken, an der Giebelwand unter der Dachtraufe still und bescheiden die sagenumwobenen Büsche des schwarzen Holunder- und Haselnußstrauches, in deren Schatten ein mun-



Altes Backhaus auf dem Gehöft Ernst in Algermissen.

teres Hühnervolk an heißen Sommertagen fleißig scharrte, oder wo es bei Regenwetter eng zusammengeduckt Schutz suchte. All das bewirkte eine besondere Eigenart des Bauerngartens, wodurch er sich stets auszeichnete.

Frisch fröhliches Leben kam in das sonst still und friedlich daliegende Backhaus, wenn gewöhnlich des Montags früh Bauer und Bäuerin mit dem Brotbacken begannen. Das Gewand geschürzt, mengte die Frau in dem mächtigen hölzernen „Backetroge" den Teig an, warf ihn mit kräftiger Hand, „walkte ihn", wie der Dichter sagt, „mit beiden Armen zugleich, walzte und knetete ihn mulmig und weich". Unterdessen schürten die Männer die Glut, "schoben im Ofen die Schanzen und Scheite, daß die Hitze sich richtig verbreite!"

Bescherte eine reiche Obsternte im Herbst viel Zwetschen und Birnen, dann ging's ans Dörren derselben. In mehreren Hürden ausgebreitet, wurden die Zwetschen und Birnen, von den letzteren besonders die kleinen „Hangeltiuten", „Julnköppe" und „Fillekuilecken" langsam durch die Hitze des Backofens zum Trocknen gebracht und im Winter zum Kochen der beliebten „Bratschensuppe" verwandt. Herrschte dann draußen kaltes unfreundliches Wetter, so fanden die Kinder im Backhause ein willkommenes warmes Gehege. Mochten auch rauhe Regen- und Schneestürme tosen, wohl geborgen tummelten sie sich dort bei fröhlichem Spiel und Treiben. Weiter suchten und fanden hier

auch „fahrende Leute" vor der Kälte ein warmes Quartier. „Auf dem Rücken der Öfen ruht mancher Geselle und freut sich der Glut. Läuft auch die Ratte und raschelt die Maus, oh, er segnet das warme Haus!"

Neben solchen Hofbackhäusern wurden später noch besondere Gemeinde-Backhäuser errichtet, damit auch die „kleinen Leute" eine Möglichkeit hatten, ihr Brot backen zu lassen. Gegen Zahlung einer jährlichen Pacht übernahm ein des Backens kundiger Pächter das Gemeindebackhaus und mußte nun für alle zu ihm kommenden Dorfgenossen nach genauer Vorschrift das Brot backen. Heute haben nur noch wenige Ortschaften ihr eigenes Backhaus. In den meisten Fällen ist dieses jetzt in Privatbesitz übergegangen. Das trifft auch für Borsum zu. Hier brannte das ursprüngliche alte Gemeindebackhaus im Jahre 1911 völlig ab, nachdem es fast zwei Jahrhunderte bestanden hatte. In einer im Archiv des Dorfmuseums aufbewahrten Akte „Sachen der Commune Borsum vom Jahre 1812" sind eingehende Darlegungen über das damalige Backhaus verzeichnet. Die Pachtzeit war im Mai 1813 abgelaufen. Zwecks Neuverpachtung richtete der Hausvogt Blumenberg zunächst folgendes Schreiben an den Unterpräfekten des Distrikts Hildesheim im Oker-Departement:



Das frühere Gemeindebackhaus in Borsum.

„Hochwohlgebohrner Herr Unterpräfekt!

„Da das Gemeinde-Backhaus zu Borsum diesen künftigen May aus der Pacht fält, und solches daher anderweit verpachtet werden muß, so habe ich die Ehre, Ihnen anfolgende Pacht-Bedingungen vorzulegen, mit Bitte solche gefälligst zu genehmigen, und versichere mit steter Hochachtung zu seyn

Der Maire des Cantons Borsum

Blumenberg.

Borsum, den 23ten Februar 1813."

Es folgten nun die „Pachtbedingungen" wegen des zu verpachtenden Backhauses in Borsum, welches der Gemeinde gehört.

Nach ortsüblicher Bekanntmachung durch Anschlag in Borsum, durch die Distrikts-Zeitung Nr. 32, 34 und 36 wurde der Termin zur Verpachtung auf den 29. März 1813 angesetzt.

„Es bothen Meister Tappe 40 francs, Johann Dierk Aue 42 fr., Franz Grube 44 fr., Joseph Grube 50 fr., Jochen Graen 55 fr., Meister Tappe 60 fr.

Da nun niemand mehr both, so wurde dieser Actus geschlossen und von dem Letztbietenden unterzeichnet."

Dieser erhielt dann auch durch Befürwortung des Maire Blumenberg den Zuschlag, „weil es die Gemeinde sehr wünschet, den Pächter die Pacht zu belassen, da er sich seit den acht Jahren, wo er hierselbst gewohnet hat, stets als ein guter und rechtschaffener Mann betragen, und nie die mindeste Beschwerde gegen ihn eingegangen ist, derselbe auch jederzeit richtig seine Pacht bezahlt, und genau die Pachtbedingungen erfüllet hat."

Bis zum Jahre 1911 blieb dies Backhaus im Besitz der Gemeinde Borsum. Nach dem erwähnten Brande wurde das Grundstück an den letzten Pächter verkauft, der dann darauf einen Neubau errichtete.

II.

Im Gegensatz zu Borsum haben die beiden früheren Gemeinden Groß- und Kleinalgermissen ihr eigenes Backhaus noch heute erhalten. Das von Kleinalgermissen liegt an der Südostecke des malerischen Kapellenhofes. Über der Haustür trägt ein Schwellenbalken die Inschrift: „Ortsvorsteher Franz Joseph Becker 1810". Während der Amtsführung dieses „vir simplex et rectus" — schlichten und geraden Mannes, wie ein ehrender Zusatz im Kirchenbuch lautet, wurde 1817 eine Neuverpachtung des Backhauses vorgenommen. Darüber berichtet eine Urkunde folgendes:

„Geschehen großen Algermissen, den 30ten Januar 1817.

Im Gefolge Auftrags Königlichen Amts vom gestrigen Dato verfügte ich mich nach großen Algermissen um die Verpachtung des. Gemeinde Back-

hauses zu kleinen Algermissen vorzunehmen und es erschienen nachdem die Gerstenberger und Kathagischen Zeitungen worin die Bekanntmachungen zur Verpachtung enthalten ad acta eingesandt, und der Vogt Stanze die Bekanntmachungen vor der Amtsstube und zu kleinen Algermissen mit dem aff und refictions Documente versehen, eingereicht hatte von seiten der Gemeinde kleinen Algermissen

a) der Ortsvorsteher Vogt Becker
b) der Bauermeister Andreas Teltemann
c) der Feldgeschworene Joseph Willers
d) der Braumeister Christoph Ludewig
e) der Halbspänner Christoph Willers
f) der Köther Bernard Uthoff.

Dieselben erklärten, daß sie wünschten, daß die heutige Verpachtung des Backhauses unter nachstehenden Bedingungen vorgenommen werden möchte.

1. Die Verpachtung geschieht auf vier nach einander folgende Jahre, als vom 1ten Märtz 1817 bis dahin 1821.

2. Das Pachtgeld wird in conventions Müntze jährlich den 1ten Märtz wenn das Jahr verflossen baar an die Gemeinde Kasse eingezahlt.

3. Pächter erhält das Backhaus mit dem darin befindlichen Backofen und den dabey gelegenen Garten während der Pachtzeit zur freyen Benutzung und muß die um den Garten befindliche Hecke im Stande erhalten.

4. Pächter muß den Einwohnern der Gemeinde kleinen Algermissen 11 Pfund Brot für 4 Pfennig backen.

5. Es stehet jedem Einwohner frey sein Brod selbst zu backen oder in anderen Orten backen zu lassen.

6. Wenn Pächter kein gutes Brod backet, so behält sich die Gemeinde das Recht vor, die Pachtung auch vor dessen Ablauf ½ Jahr vorher zu kündigen, worauf Pächter abziehen muß, wohingegen auch die Gemeinde dem Pächter verspricht, fals er ohne Tadel und sich wohl verhält dem Befinden nach die Pacht nach Ablauf der Pachtjahre zu prolongieren.

7. Die Gemeinde verbindet sich, das Wohnhaus im wohnbaren Stand zu setzen, und solches wie auch den Backofen darin auf ihre Kosten zu unterhalten. Sollte aber die Gemeinde während den Pachtjahren ein neues Backhaus erbauen, so soll der Pächter in dem Jahr, worin solches erbauet wird, keine Pacht zahlen und von der Gemeinde in einem schicklichen Lokale frey Wohnung erhalten, und das Jahr nicht mit in die Pachtung gerechnet werden. Dagegen aber den neuen Ofen unentgeldlich ausbrennen, übrigens aber von der Gemeinde im geringsten keine Entschädigung zu fordern berechtigt seyn.

8. Der Pächter muß sowohl die ganzen Kosten der Verpachtung, als auch die des Pacht Contrakts außer der Pachtsumme bezahlen.

9. Es darf keiner der nicht der Bäckerey kundig und wovon solches den Anwesenden bekannt, oder gehörige Atteste beybringet zum Geboth angenommen werden.

10. Die Gemeinde behält sich vor binnen 14 Tagen von den drei letztbietenden Pächter demjenigen den Zuschlag zu ertheilen, welchen dieselbe am tauglichsten dazu hält."

Es erschienen darauf verschiedene Pachtlustige, von denen Friedrich Hoppe aus „großen Rüden" und Christoph Eggers aus großen Algermissen sich gegenseitig bis auf 7 Thaler 18 Groschen und 8 Thaler überboten. Da nun keiner mehr ein mehreres both, so wurde dieser Termin geschlossen, das Protokoll vorgelesen, genehmigt und von Friedrich Hoppe unterschrieben, von Eggers aber erklärt nicht schreiben zu können. Friedrich Hoppe. g. w. ob.

Der Hausvoigt Blumenberg.

In diesem Umfange fehlen über das Gemeindebackhaus in Großalgermissen urkundliche Nachrichten. Es steht in seiner ursprünglichen Bauart noch zum größten Teil erhalten inmitten des Dorfes an der Ostseite des Tieberges. Wie aus den alten Protokollbüchern der Gemeinde hervorgeht, wurden darin gar oft Gemeindeversammlungen abgehalten. Besonders während der kalten Wintermonate tagte hier regelmäßig der Gemeindeausschuß zu gemeinsamer Beratung und Beschlußfassung. In der mollig warmen, geräumigen Backstube saßen dann die Dorfältesten an dem langen, schweren Eichentische friedlich beisammen. Unter guten Freunden und Nachbarn sprach man sich hier über all das gemeinsame Wohl und Wehe lebhaft aus. Offen und frei wurden manche ernste, aber auch wieder lustige Neck- und Scherzworte gewechselt. Als letzter sichtbarer Zeuge kündet noch eine gut erhaltene hölzerne Stubenbank im Backhause auf dem Tie von jenen Zeiten echt volkstümlicher Dorfgemeinschaft und stillen ländlichen Friedens. Es war ein Bild, wie der Bauerndichter Jakob Kneip es in den Versen schildert:

„Hier, im warmen dämmrigen Licht
Alles leicht sich vom Herzen spricht.
Und wer eben vorüber muß,
Setzt wohl über die Schwelle den Fuß,
Tritt in das alte gesegnete Haus,
Spricht sich mit Nachbarn und Freunden aus.
Und man scherzt, man neckt sich und lacht,
Schüttelt vom Herzen manch böse Fracht,
Geht dann weiter und schafft seinen Tag,
Und verwunden ist Kummer und Plag.
So war es immer, so sei es auch heut,
So mög' es bleiben noch lange Zeit!"

Hacket, snöi Hacket, giwen Pärn watt in!

Ein Bild altdörflicher Hofarbeit.

Noch is et duistere Nacht. Keine Hand vorr Eogen kann man seihn. Greulich tuiet däi hoale Ostwind dürt Därp. Doagelang isse alle an Warke. Hei will seck goarnich iest tau quiecke giem. Sau moaketet eok huite wier goar griesig. Däi Taln uppen Döakern klappert. Man schöll angst un bange wiern von düssen Specktoakel. Twischendür slatt aff und tau en Hund an. Vorr Külle kann hei seck sicher nich mäir bargen. Süss oaber is weier nicks tau hürn unne spürn. Alles liggt noch in deipen Sloape.

Doa fangt ett uppen moal unnen in Därpe an te tiuten. Dreimoal hinnernanner gaht et: „Tiut, tiut, tiut." Et is de Nachtwächter, de eole „Vedder Stülpe". Hei gifft seck upp söine dridde Runne. Tweimoal hette all datt Därp awegahn. Niu stahte an Himdöike un bläst. Von doa kummte upper breien Stroaten herupp. Söin swarte Spitzhund loppt vorrher. Eobere Schuldern hängt annen Reim datt Hurn. Söin dicke Hoawelock un däi greote warme Klappmütze sind giut vorr ühne in düssen Harwst- und Winternächten. Vorrn Vogtshiuse anner Masch sette wier taun Tiuten an. Datt drünt ganz bannig dürt Därp. Böin Spielhiuse annen Gäusedöike bläste taun lesten Moale. Doamidde is söine Arbat wier vorrt ieste doan.

Daber niu motte noch upp däin greoten Höwwen däi Luie wecken. Hille gaht'e von einen Howwe noan annern. Hei kloppet anne Pärstalldür un roppt: „Uppstoahn, ett is sau wöit!" Jetzt reuget seck watt in Stalle. Uppen Hiusvogts Blambargs Howwe kruppt däi Greotspänner Theodor Aschemann iuten Bedde innen Pärstalle. Hei stickte Stallücht'n an und kickt noar Juhr. Richtig, ett is all Töit e'wurn taun Uppstoahn! Däi Päre stoaht vorre Krüppen un snüffelt'er inne rumme. Ganz wöit strecket de eole Hillnspringer inner Ecken söinen Hals vorr Smacht eobere Krüppe noan Futterwinkel. Doch däi is noch leeg. Ett mott iest wier nöit Hacket e'snien wiern. Datt is jeden Morgen ümmer däi ieste Arbat vorrn Greotspänner. Doatau is en andrer nich te briuken. Koafköppe, Dalfen, Tapitte un Sluirnpruils fanget er nicks midde an. Doarumme snitt däi Greotspänner eok ümmer sülmst datt Hacket.

Flucks streckt hei de Beine inne Böxen un tuit datt Kaputt an. Däi Heosenbeine kuomet inne Strümpe. Niu noch mitten Fäuten inne Holschen, un denn kann ett ummegoahn. Underdessen stiggt däi Pärjunge uppen Bodden un smitt' en poar Scheuwe Streoh- un Heubunne aff. Düsse sliepete innen Stall anne Snäiloan. Doa staht all de Greotspänner un liurt upp. Ganz gehürig scharpet'e mitter Sträiken iestemoal datt Mest. Däi Junge reppelt

niu en Wisch taurechte un gifft 'ne inne Snäiloa reober. Doa ward datt Streoh und Heu noggemoal ordnlich glatt'e teogen. Niu spöiet däi Greotspänner inne Hänne un fangt ante snöin. Datt issene gruilich siure Arbat.

Mitten rechten Beine stahte uppen dicken Holtklotze. Sau kriggt datt Träen mitten linken Beine eiher Swung. Dütt Trittbrett is unnen annen Meste wien Häbel verbunnen. Anner Hinderstöite vonner Snäiloa sitt en hölten Bügel. Von söinen Enne gaht en Strick anne Drahinrichtunge vonnen Meste. Dür datt Trittbrett un däin Bügel ward datt Upp und Doal mitten



An der Snöila.

Meste lichtveuriger. Däi rechte Hand foat däin höltnen Grepp un feuert niu datt Mest henn und her. Zack, zack, ward sau vonnen Streoh inner Loa ümmer watt awesnien. Däi linke Hand schufft ett ümmer wier noa.

Bade Hänne un Fäute mütt upp düsse Wöise tauheope feste arban. Arme un Beine wierd loahm doavon. Eeok in Kruize fäult man ett nich wennig. Datt Bast ward warm un natt von Sweit. Doch datt helpet alle nicks. Däi Päre willt niu e'moal watte fräten hem'm. Vorr Doage noch mütt se awefuttert wiern. Däi Greotspänner stellt doarumme böin Hacket-

snöien ümmer glöik de Swenken under un gifft'n Pärn twischendür watt in. Twei bett drei Stunnen goaht'er sau upp henn. Upper Schuinedeel sind däi annern Lui all feste böin Döschen. Gigen Klocke siem ward Kaffe drunken. Doatau gifft' et en poar Schöim Kaffebreot. Düsse wierd inneplocket un denn iuteleppelt. Doanoa gaht'e Arbat wöier. Eok vorr de Kah mott niu Futter 'e snien wiern. Dütt Hacket oaber ward länger 'e moaket. Sau kummt 'er man eihr midde upp de Räige.

Sommerdoags gung ett mitten Pärn Klocke föiwe von Howwe uppet Feld. Dams in Stalle mößte denn ieft wier Futter 'e snien wiern. Hinderdür keim denn eok de Kah von Felle taurügge un woll'n böin Melken noch 'n Futter inhem'm. Doa heit ett taupacken! Man reip denn en Greotspänner böin Hacketsnöin giern tau: „Hacket, snöi Hacket, giff 'en Pärn watt in. Moak hille, moak hille, däi Kah kumet in!"

Lange sind düsse Töien all doahenn! Wer kennt huite noch 'ene Snöiloa? Ganz verenzelt find man 'se heier und doa noch innen Ecken un Boddenwinkels herummestoahn. Däi Holtwärm sitt' er inne un fritt' se kaputt. Datt Mest verrustet. An ührer Stie stoaht greote moderne Maschöinen, Motors brummet un verrichtet däi ganze Arbat wöi 'en Lickupp. Däi junken Lui huitigendoags oaber könnt 'er seck goarnich anders mäier rinn denken. Söi giwet den Eoln uppet Vertälln von freuher maest tauer Antwuort: „Watt sind jöi sau dumme west!"

Die Borsumer Holzordnung 1801.

Es ging ein Bauer ins Holz. Wieviel und was durfte er holen?

Mehr als heute war man früher und besonders auf dem Lande nur auf Holzfeuerung angewiesen. Die Versorgung mit diesem notwendigen Brennmaterial verursachte in Gegenden mit ausgedehnten Waldungen wenig Mühe. Da eine geordnete Forstwirtschaft noch nicht überall bestand, holte man sich aus dem Holze, was der Haushalt an Vorrat für die langen Winterwochen bedurfte. Aus diesen Verhältnissen heraus entstand der Spruch: „Dem eichen walt es wenig schadet, ob sich ein Mann mit Holze ladet!"

Immer mehr aber wurden die aus solchem Raubbau sich ergebenden Gefahren für den gesamten Waldbestand erkannt. Abhilfe schafften bald die verschiedensten Holzordnungen, die als erste Grundlagen einer geregelten Forstwirtschaft anzusehen sind. Wie sehr man schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch in unseren Dörfern darauf bedacht war, den vorhandenen Wald

planmäßig zu hegen und zu schätzen, davon gibt folgende Borsumer Holzordnung aus der Aktensammlung des dortigen Dorfmuseums aufschlußreiche Kunde:

Actum in judicio praeposituratí.

Hildesheim, den 15. Oktober 1801.

Praes: Sr. Bischöflichen Exzellenz Herrn Domprobsten Freiherrn von Wendt. Herrn Assessor und Syndico Straub et me Actuario Flöckher.

Erschienen aus der Gemeinde Borsum von Seiten der Ackerleute Ferdinand Hagemann, von Seiten der Köther Konrad Höxter;

Sodann der Vogt Blumenberg, welcher den neuen Holzgeschworenen Moritz Flebben junior zur Vereidigung sistirte.

Zuvörderst wurde die hierbei gefügte neue Holzordnung Sub praes: den 4ten Julius 1801 verlesen, und solche insoweit genehmigt, als dadurch die Gerechtsame des Herrn Domprobsten nicht gekränket wurden.

Es folgte der Wortlaut:

Holzordnung über das Borsumer Holz.

Wer, und wieviel aufs Holz gehen, und woher sie ihre Bezahlung erhalten sollen.

1. Es soll eine Geschworener seyn.
2. Sollen von 76 Echtern, wovon jedoch Dh. Pastor Oppermann, Schäfer, die Baumeistern und Gröyer Echter frey seyn sollen, jährlich 4 Leute von 4 Echter, als das eine halbe Jahr 2; und das andere halbe Jahr die 2 Folgende gehen; als 2 von Peter und Pauli bis Neujahr, und die 2 anderen von Neujahr bis Peter und Paul.
3. Die Auswärtigen, so Echter haben, sollen, wenn die Reihe an sie kömmt, nicht selber gehen können, sondern einen guten und tüchtigen Mann aus Borsum, welcher ein Interessent der Echter ist, auf ihre Kosten stellen.
4. Sollte sich aber einer weigern, entweder selbst zu gehen, oder einen für sich auf seine Kosten gehen zu lassen, so soll von der Gemeinde einer für ihn gesetzet, und von seinem Holze, welches er erhält, bezahlt werden, darneben aber in 5 Reichsthaler „Bauerköhr" verfallen seyn.
5. Soll der Geschworene beim Gerichte beeidigt, die anderen aber vor der Gemeinde allzeit einen Handschlag dem zeitlichen Vogt und großen Bauermeister bey der Versammlung thun.
6. Der Geschworene soll aus der Holzrechnung so viel man mit ihm eins geworden, auch ein Echter Holz, oder wenn kein Holz vorhanden, dafür 2 rth. erhalten.

7. Das Geld, welches derselbe für seine Mühe erhält, soll von den Echtern und Wannen genommen werden / einen vollen Echter zu 3 Morgen gerechnet. / Dem Auswärtigen sollen diese Kosten beim Ausschatt gerechnet, die Einnahmen aber solche um Fastnacht bezahlen. Wer aber nicht bezahlt oder nicht bezahlen will, dem soll auf dessen Kosten so viel Holz von seiner Theilung verkauft werden, als dazu hinreichet.
8. Die 4, so von den Echtern gehen, sollen aus der Holzrechnung jeder für ihre Mühe 1 rth. erhalten.

Was der Holzgeschworene zu tun hat.

1. Soll er die Holzrechnung führen, und solche jährlich den 1ten May in Gegenwart des zeitigen Vogt, großen Bauermeister und Gemeinde Holzgeschwrenen ablegen.
2. Soll er an den mehrsten Tagen oder an jenen Tag oder Nächten, da er vermuthe, daß Gras geschnitten oder Holz entwendet oder sonstige Exessen verübet werden, sich ins Holz begeben, dasselbe ordentlich durchgehen, und auf alle strafbaren Fälle Achtung geben, mithin sich so verhalten, wie es einen redlichen Holzgeschworenen eignet und gebühret, auch alle strafbaren Fälle annotieren, und dem nächsten Meierding zur Bestrafung vorstellen. Auch zu mehrer Überführung dem Straffälligen die Barten, Sichel, Kiepen, Sägen, oder sonstigen Geräthschaften abnehmen, und dem zeitigen Vogt abliefern, welcher die nicht eher, bis die Bauerköhr bezahlt, abgiebt.
3. Sollte er aber nicht ordentlich aufs Holz acht geben, oder einige Straffällige verschweigen, oder übersehen, so soll er das erstemal in 5 Rthl., das anderemal in 10 Rthl. Bauerköhr verfallen und das 3temal seines Dienstes verlustig seyn.
4. Sollte er aber Geschäfte halber ausreiten müssen, oder krank werden, so soll er solches sofort dem großen Bauermeister, welcher als Vorsteher des Holzes angesehen werden soll, melden, damit derselbe einen anderen, jedoch auf seine Kosten, so lange bestellen, welcher das Holz verwahret.

Der zwei Gemeinde Geschworenen ihre Pflichten.

Es sollen dieselben wenigstens die Woche 2 mal wechselweis das ganze Holz durchgehen, und alle Posten, welche straffällig, beim Geschworenen anzeigen, auch wenn's der Geschworene verlangt, es sei bei Tage oder bei Nacht, mit demselben nach dem Holze gehen, sollten sie aber etwas verschweigen oder übersehen, so sollen sie das erstemal in 2½ Rth., das 2temal in 5 Rth., das

3temal in 10 Rth. etz. Bauerköhr verfallen seyn. Auch soll der Gemeinde Geschworene von jedem Posten, welchen sie antreffen, 5 mgr. erhalten.

Was bestrafet, und wie hoch solches bestrafet werden soll.

1. Wer einen Eichbaum hauet, so nicht ihm gehöret, und welcher mit der Winde muß aufgebracht werden, nebst der Ersetzung des Schadens 20 Rth. Bauerköhr.
2. Wer einen Eichen Heister hauet, nach Verhältnis der Größe mit 9, 6 oder 3 Gulden nebst Ersetzung des Schadens.
3. Wer eine große Buche hauet, nebst Ersetzung des Schadens 10 Rth.
4. Wer einen Heister hauet nach Beschaffenheit der Größe von 6 bis 3 Gulden nebst Ersetzung des Schadens.
5. Eine Espe oder Esche, die nemliche Bauerköhr wie die Buchen.
6. Wer ein Bund Bendstöcke oder Vicebohnen Stiefeln hauet 3 Gulden nebst Ersetzung des Schadens.
7. Wer Winden oder Spieken hauet, 1 Gulden Bauerköhr.
8. Wer die jungen Loden oder Lathreiter umfähret, ½ Gulden nebst Ersetzung des Schadens.
9. Wer durch die Loden fährt 1 Gulden.
10. Die Fremden, so nicht ins Holz gehören, sind doppelt zu bestrafen. Wenn wer von Fremden, so keine liegende Gründe im Holze haben, Holz ausfahren wird, soll derselbe sich von den Geschworenen gegen billige Vergütung auswahren lassen.
11. Es soll zwar jedem erlaubet seyn, wenn er im Holze Holz hauet, einen kleinen Handstock zu schneiden, jedoch nicht mehr, wie auch keine jungen Heister, er sonst in die vorher gesetzte Bauerköhr verfällt.
12. Wer aber Holz säget, soll doppelt gebauerköhrt werden.
13. Wer junge Heister ausrottet, soll nach Beschaffenheit des Schadens nebst Ersetzung desselben gebauerköhrt werden. Es soll aber keinem verwehret seyn, solches aus dem Seinigen zu thun, doch soll er erst dem Holzgeschworenen solches melden, welcher alsdann mitgehen, ansonst er in dieselbe Strafe verfallen sein soll.
14. Wenn einer Linden oder ander Bast abscheelt, nach Beschaffenheit des Schadens.
15. Wenn Kühe oder Pferde im Holze weidend angetroffen werden, von jedem Stück 1 Gulden nebst Schadens-Ersatz.
16. Wenn Schafe darin weiden, vom Stück 1 guten Groschen nebst Ersetzung des Schadens.

17. Wer mit der Sichel sowohl vor als am Holze Gras schneidet, soll nebst Ersetzung des Schadens in 1 auch nach Beschaffenheit der Sache in mehreren Floren Bauerköhr verfallen seyn. Jedoch soll keinem Reihemann das Gruen im Holze verwehret, dem Häusling aber bei 1 Gulden Bauerköhr untersagt seyn. Auch soll es keinem erlaubt seyn, eine Sichel mit ins Holz zu nehmen, widrigenfalls er nach Befinden in 10 Groschen Bauerköhr verfallen seyn soll.
18. Das Laubpflücken soll bey 1 Gulden verbothen seyn.
19. Zwar soll es den Leuten erlaubet seyn, zu gewissen Zeiten, welches der Holzgeschworene denselben kund thun soll, trocken Holz zu lesen, allein sie sollen keine Barte mitnehmen, bei 1 Gulden Bauerköhr, auch nichts auflesen, wie trocken Holz, wer aber die andere Zeit Holz liefet, soll in 10 Groschen Bauerköhr verfallen seyn.
20. Mit dem „Dühle" soll es so wie mit dem Holze gehalten werden.
21. Auch soll die Bauerköhr vom Holzhauen so wohl im Felde als um dem Dorfe die Nemliche seyn, wie im Holze, auch soll der Geschworene hierauf etwas Achtung geben.
22. Das Unterholz im Holze in den Gemeinde Theilungen soll hinfür auf Weihnachten aus dem Holze seyn, widrigenfalls es verkauft werden, und das Geld in die Holzrechnung kommen soll.
23. Auch soll ein jeder in den Gemeinde-Theilungen die Heister von allem Holze, welche zum Anwachsen gut sind, stehen lassen, bei 1 Gulden Bauerköhr für jedes Stück.
24. Wer Stuken hauet, so nicht auf dem Seinigen stehen, soll in 1 Gulden Bauerköhr verfallen seyn.

Vorstehendes miteinander ist mit ausdrücklichen Vorbehalt der einem zeitlichen Herrn Domprobsten zustehenden Gerechtsame verabredet und beschlossen worden.

Der Eid der Feldhüter.

Wie unsere Väter Wald und Flur schützten.

Wohl in keinem Wort kommt die innige Verbundenheit unserer Vorfahren mit ihrem angestammten Heimatboden so treffend zum Ausdruck wie in der Bezeichnung „Heilige Scholle". Als unantastbare Heiligtümer galten ihnen Wald und Flur, die niemand ungestraft mißbrauchen oder zerstören durfte. Zu ihrem Schutze wurden besondere Holz- und Feldordnungen erlassen, über deren Durchführung von jeder Gemeinde angestellte Holzgeschworene und Feldhüter zu wachen hatten. Vor Antritt ihres Amtes mußten diese in feierlicher Eidesformel bekunden, daß sie stets mit größter Gewissenhaftigkeit ihre

obliegenden Pflichten treu und genau erfüllen wollten. Darüber berichten in sehr anschaulicher Weise die zwei folgenden Urkunden aus dem Borsumer Dorfmuseum.

Die Vereidigung des Holzgeschworenen Moritz Flebben jun. in Borsum am 15. Oktober 1801.

Nachdem der Vogt Blumenberg den Holzgeschworenen zur Vereidigung „sistirte", wurde folgende Eidesformel vorgeschlagen, welche genehmigt, und der Moritz Flebben junior als Holzgeschworener „preemissis preemittendis" damit „würklich belegt wurde".

„Daß ihr an den mehrsten Tagen in der Woche, oder an jenen Tagen oder Tageszeiten, wo ihr vermuthet, daß Holtz entwendet, Gras geschnitten, Laub gebrochen, oder unrechte Wege mit Fahren genommen, oder sonstige Schaden verübet würde, in das Holtz gehen, die Betretende ihr bei sich führende Geräthe, als Barten, große Messer, Sichel, Kiepen zu deren Überführung fortnehmen, und bey dem Vogt abliefern, dieser aber ohne Vorwissen der jährlich von den Holzinteressenten zu wählenden zwei Holtzvorstehern, und bis die Attrapirte den Schaden billigmäßig zu bestimmende Strafe erlegen, nicht zu verabfolgen hätte, sodann auf nachstehende Fälle Rücksicht nehmen, und wenn einer in fremden und ihm nicht zugehörigen Holtze Winden und Bandstöcker oder Eschen oder andere Stiele und Holtz hauet, schneidet oder durch Fällen der Bäume seinen Nachbarn Schaden zufüget, oder durch den Nachbaren oder fremden Holtz zu Schaden fahret, Loden und Gras schneidet, Laub bricht, wenn ihr fremde Wagen, die keinen Antheil an dem Holtze haben, und auch diejenige, so Lathreise um oder durch die Loden, oder unrechte Wege fahren, betreffet, auch Vieh als Pferde, Kühe, Schweine, Schaafe oder wohl gar Ziegen darin antreffet, gehörig angeben, sodann fals ihr behindert, dieses sogleich bei den Vorstehern des Holtzes, welche für euch inmittels einen anderen auf eure Kosten zu bestellen, anzeigen wollet: So wahr euch Gott helfen soll, und sein heiliges Evangelium."

*

Eine andere ähnliche Urkunde bezieht sich auf den Schutz der Feldflur in Kleinalgermissen. Sie lautet:

Actum, bey dem Amte Hildesheim, am 8ten März 1826.

„Am heutigen erscheint der Köther Harm Heinrich Boeker aus Kleinen Algermissen, um als Feldhüter beeidigt zu werden, nachdem demselben seine Pflichten vorgehalten und die Warnung vor dem Meineide deutlich und klar vorgelesen worden, schwur er folgenden Eid:

„Daß ich als für die Gemeinde Klein Algermissen bestellter Feldhüter, sowohl bey Tage als des Nachts die Feldmark fleißig durchgehen, und darauf

sehen wolle, daß niemand durch Hüten, Schneiden, Gehen, Disteln-Ausziehen, Stehlen, Fahren, Reiten, und sonst auf irgend eine Art auf den Äckern, Gärten, Wiesen, an Zäunen, Hecken und Bäumen, Schaden geschehe, daß ich alles, das, was ich strafbar befinde, auch die Übertreter der Feldpolizeigesetze dem Hausvogt sofort oder zum längsten beym Ausgange eines jeden Monats anzeigen, mit Niemandem durch die Finger sehen, von Niemandem eine Privat-Abfindung annehmen, mich auch von meiner Pflicht durch Nichts, weder durch Gaben, Geschenke, Nutzen, Gunst, Haß, Freundschaft oder Feindschaft, noch aus Furcht, oder einigen anderen Ursachen, wie Menschensinne die erdenken mögten, abhalten lassen, und mich überhaupt so betragen wolle, wie es einem rechtschaffenen Feldhüter eignet und gebührt, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort."

Geschehen wie oben

In fidem

M. J. Schuh.

Decretum.

Dem Ortsvorsteher Becker und dem Feldhüter Harm Heinrich Boeker in Kleinen Algermissen wird hierdurch Abschrift des vorstehenden Beeidigungs-Protocolls ertheilt.

Königl. Großbr. Hannov. Amt Hildesheim,
am 8. März 1826.

M. J. Schuh. A. Werner.

Gleichlautendes Protocoll ist dem Köther Harm Heinrich Böker in Kl. Algermissen den 22. Mertz 1826 insimiert.

Der Hausvogt

Blumenberg.

Fiuhe, fiuhe Faßloamd

Altdörfliche Sitten und Gebräuche zur Fastnachtszeit.

Wier is Faßloamd herannekuomen. Noaher Noamedoagskerken sitt Biuer Hannes Schowarte in Lüttjen Algermissen mit söiner Famöilig annen Kaffedische. Alle loatet seck däi frischen Stiuten un Prillken giut smecken. Nicks is oaber eok doaranne spoaret. Smalt un Are hett böim Backen datt Neudige doan. Sau goaht dei Prillken weg wöi warme Semmeln.

Doa kikte Noabere rin un seggt: „Wue is ett? Vonoamd müwe doch alle teheope moal leos. Datt hürt'er niu Faßloamd einmoal midde tau."

„Wat meinste doa?“ fräggt Schowarten Boader verwundert. „Wue schüwe denn henn?“ „Nö niu, heot jöi ett denn nigge läsen? Ett was doch huite morgen annen swarten Bräe vorn Kerkhowe greot un breit annesloagen. In Gemeinekrauge schall'ne knuffige Maskeroade föiert wiern. Datt ganze Därp is doatau inneloan. Doa drüwe doch nich fählen!“

„Biste niu ganz kolleriſche wuorn. Minſche? Watt ſchütt wöi Luie doa woll noch uppſtellen? Datt ſind doch wöier nicks ar lauter Narrensputzen. Man will de Stadt wat noamaken un weit ett nich antaufangen. Saun Klimbim hürt niu einmoal nich uppen Därp. Däi Jugend is ett joa nich anners gewuhnt wuorn. Doarumme ſuiht man upp düſſen Dart Feſten eok goar keine ölleren Luie mäier. Sei ſtellet ſeck unnern orndlichen Feſte ganz watt anners vorr. Däi mäirſte Töit ſtoaht ſe hiute böi ühren Vergnuigen vorrer Teke. Uemmer wier „ölm vorrne Mark“ hett ett. Däi Mäkens langwöilt ſeck un ſittet mitunner däin ganzen Damd doa un köiket inn'en Moand.“

„Diu heſt recht“, fallt niu de Noaber in. „Doa was ett doch freuher 'ne annere Sache. Tweimoal inn'en Joahre wurod bleoß'e danzet, Faßloamd un Fröiſcheiten. Doaböi fähle denn oaber keiner. Von'en grötterſten Biurn bett taun lütterjerſten Puttjacker ſeit'n ſe alle vergnuigt teheope. Doa lagg inn'en Feſten eok noch'en Sinn. Sau wuord Faßloamd drei Doage föiert. Gewühnlich gung in düſſer Töit däi Winter böi Lüttjen tau Enne. Däi Freujoahrsarbeien ſtünnen wier vorrer Dür. Doarumme namm man datt Föiern noggemoal gehürig woahr. Datt was en Hantöiren all en poar Doage vorrher innen Hiuſe! Däl und Küeken wuoren uppewoſchen, däi Fautbodden inner Stium mit Säipen un Boſt e'ſchuiert un mit witten Sand böiſtraet. Böi'm Eeom ſtund däi greote Backetrog mit Prillkendeig. Innen Stalle ſnien de Mannsluie mitter Snöiloae däi'n ganzen Futterwinkel vull Häckerling.

Sönndagsnoamedoags ſeiten denne Kraugſtium ſtoppſack vull. An allen Diſchen ſpieln'ſe Koarten. Däi Mäkens un Friuens böiſochten ſeck gegen ſöitig un veraffrien ſeck vorr oamds. Gigen Klocke ſiem gung de Faßloamdball innen greoten Därpe an. Was datt'en Liem! Muſöike moake de eole Danzmeſter W. mitten Toggebuile, eoder iuſe eigenen Muſſekuſſe upper Viggeföine. Danzet wuord datt'e Heide wackele! Schottſchen, Rheinländer un Walzer keimen anne Räige. Saune Huckeröie un Schiuweröi wöi huite gaff et nich. Twiſchendüer ſung man eok allerhand luſtige Leier. Eine ſtimme möinethalben an: „Wenn höier en Pott mit Beohnen ſtaht“, eoder „In Bründeln hett ſ'ne Kauh e'ſlacht“ un alle fällen glöik in „Den Schwanz haben ſie zum Turm gemacht!“ Wier ſung 'en annerer an: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, was bringt denn Julchen mit?“ Spoaßig was dat Leid vonnen Krinolinenröcken. Doareober ſungen de jungen Bengels:

„Sieht man jetzt die Damen ziehn
Mit verschrob'ner Krinolin;
Welche eng und welche weit,
Welche rund und welche breit.
Aal grüner Aal, Madamme komm herdal.
Madamme satt im Kellerlock
Und flick' den Krinolinenrock.
Ach, beim Tanzen, ach herrje,
Gehn die Dinger in die Höh,
Daß man kann die Waden sehn,
O, das nennt die Welt dann schön!"
Aal, grüner Aal — usw.

Upp düsse vergnuigte Wöise gungen däi Stunnen hille hen. Fröitöitig wühren Moandoagsmorgen doch alle wier uppen Beinen. Mitten böisopenen Koppe wöi huite rummespektoakeln kamm nich vorr. Wer irgend bleoß affkuomen könn, fund seck taur Misse in. Däi Kerken was vull wöi Sönndoags. Schaulmester Pretz Voader spiele de Orgeln un stimme iuse schöne eole Leid an:

„Heb an, mein lieber Ackersmann,
Schlag deine Hand zur Arbeit an
Im Namen Gott's des Herrn,
Brauch dich redlich.
Gott vertraue, fleißig baue,
Dich zu nähren,
Gott wird Glück dazu bescheeren.
Seit dem Adam nach seiner Sünd
Das Paradies ward aufgekünd't
Und angekünd't das Leide.
Bringt die Erde hie Disteln, Dörner,
Keine Körner, auch Getreide,
Wann ich sie nicht bearbeite!"

Naher Misse würen däi neudigen Hius- un Hoffarbein balle doan. Sau könn man seck böim Freuhstücke un Middoagese gehürig plägen. Ett gaff süren Keohl mit gekeoketen Schinken. In däin Noamedoagsstunnen wuord in Krauge wier e'spielt. Däi Kinder trecken in Därpe herumme. Sei härren seck 'ne Fitzelraun iuten Christbeome von lesten Wöihnachten e'moaket. Düsse was mit bunten Bändern böibunnen. Noa jeden Hiuse gung ett taun Fuihen. Böi ösch in Algermissen fuihen Moandoags däi Mäkens, Diensedoages däi Jungens. Datt was oaber in jeden Därpe wier anners. In Buessen gult'e Moandag vorr däi Jungens, Diensedag vor de Mäkens. Damds gigen Klocke siem gung däi Faßloamdsball in lüttjen Därpe an. Wier was däi ganze Soal proppenvull. Diensedoagsmorgen briuken denn de Liue in lüttjen Algermissen nich sau wöit naher Kerken de goahn. An düssen Doage wuord inner Kapellen 'ne Misse läsen. Organiste was höier de eole Sanitätsrat. Hei leit seck datt nich niem un kenne giut alle eolen Gesänge. „Wat moake we hiute morgen vorr einen?" sau froage hei gewühnlich iusen Fründ H. B., däi ümmer doaböie stund. Denn wuord Nummere 244 uppesloan un feste sungen:

„Wann es aber kommt mit Haufen,
Wann es nicht bei Einem bleibt,

Wann kaum Einer kann verschnaufen.
Wann ein Kreuz das andre treibt,
Wann ich muß in Leid verjahren,
Soll ich dann die Seufzer sparen?
Soll ich leiden meine Plag'
Und noch meiden meine Klag'?"

In gewohnter Wöise was denn Diensedoagsnoamedoags in Krauge däi greote Gemeineversammlunge. Däi Biuermester eoder später Vorrsteher moake alles Neudige bekannt un gaff eober'e Gemeinerechnunge Bericht. Ett wührn eok neudige Woahlen vorrenumen, un doanoahe kamm upp Gemeinkosten ein Fatt Beier taun Jutschenken. Däi jungen Bengels sammeln unnere Töit in Därpe Wöste. Düsse wührn vonnen Wostekönnige anner langen Forke herummedroaget un oamds in Krauge teheope weggeputzet.

Däi Mäkens oaber güngen von einen taun annern. Upper Däl spieln'se denn gieren Blinnekauh. Ofters hoalen se eok en Ganter herin. Düssen tügen se 'en swarten Strump eobern Kopp und Hals un leitn'en denn leopen. In Kreise wuord 'er umme herumme danzet. Alle wolln'ser vonne betten wieren; denn kriegen se nogge'n Brügamm in selben Joahre.

An annern Morgen oaber gung denn wier datt Arbeien los. Alle hoalen seck vorrer Missen dat Aschenkruize. Doamidde was däi Föieröi iersteмoal vorrböi. Aschenmiddeweckenoamd vertihre däi Junggesellschaft in Krauge taun Schlusse däi in Därpe gesammelten Are.

Inner Nacht uppen iesten Fastensönndag gung denn däi Kröig umme däin Faßloamdskierl twischen baden Därpen leos. Mit eolen Röcken, Heosen und Häuen moaken däi jungen Luie einen orndlichen Streohkierl taurechte. Jut lüttjen Algermissen sochten se denn düssen noa greoten Algermissen tau bringen un ummegedraht. Scharp wurd doaböi gigensöitig uppepasset. Jider woll däin annern tauvorr kumen. Böim Kerkengoahn an Sönndagmorgen können denne Luie seihn, wer'e sieget harre. Beom upp irgend einen Hiusdoake stund doa däi Faßloamdskierl. Greot un lüttjik härre söinen Spoaß doanne.

Eine annere spoaßige Sache was inner Faßloamdstöit eok noch datt Mäkensverpachten. Däi ganze Junggesellschaft kamm doatau teheope. Upper Listen stünnen de Noamen von allen jungen Mäkens iuten Därpe. Jidet Mäken wuord däir Räige noa innesettet un denn gung et Beien los. Sau lichte leit seck 'en junger Bengel datt Mäken, wue all'en Eoge upp härre, nich eoberbeien, koste ett, watt ett wolle. Hei alläine gung un danze denn datt Joahr eober mit „söinen" Mäken, un mitunder wuord'en richtig Poar doaiut.

Was datt nich sau freuher en'e sinnige Töit? Datt ganze Liem verleip johrin, johriut noa eoler Gewuhnheit. Loat se doarumme huite sauviel „Maskeraden" föiern ar se wütt. Wöi künnt bleoß 'en Kopp doareober schüren un mit Wilhelm Henze seggen: „Is dütt 'ne Welt!"

Drei volkstümliche Heiligentage.

In der Zeit zwischen dem scheidenden Winter und dem kommenden Frühling sind im Volksleben der Heimat drei bekannte Heiligentage von besonderer Bedeutung. Das gilt zunächst einmal von dem Feste Mariä Lichtmeß am 2. Februar. Es hat seinen Namen von der Lichterweihe erhalten, die alljährlich an diesem Tage vor dem feierlichen Hochamte in der Kirche stattfindet. Ähnlich wie zur Kräuterweihe am Feste Mariä Himmelfahrt nehmen dann die Kinder mit ihren Kerzen auf dem Chore vor dem Hauptaltare im Halbkreis Aufstellung. Die geweihten Kerzen werden nun im Hause sorgfältig aufbewahrt. Sie brennen am Krankenbett, schmücken den Tisch beim Versehgang und dienen als Sterbekerzen. Zieht ein schweres Gewitter herauf, so zündet man ebenfalls ein geweihtes Licht in der Wohnung an. Am Tage nach Lichtmeß erteilt die Kirche mit zwei geweihten Kerzen den Blasiussegen zum Schutz vor allen Halskrankheiten.

Wie kaum ein anderer Tag im Jahr wird Lichtmeß weiter viel in Bauern- und Wetterregeln genannt. Nach dem Kalender auf der Mitte zwischen Winter und Frühling gelegen, hält man den Tag gewöhnlich als Zeitpunkt, mit dem der schlimmste Winter vorüber ist. So heißt es z. B. „Lichtmessen ist der Winter halb vergessen". Zusehends werden nun die Tage länger, woran die alte Regel erinnert: „Mariä Lichtmeß sollen die Herren bei Tage was essen." Nach alter Überlieferung begegnen sich am Lichtmeßtage „Winter und Sommer". Dann muß die Lerche ihren Gesang ertönen lassen, und „wenn ihr die Zunge im Schnabel erfriert." Für den Bauer ist allerdings jetzt noch kein warmes Wetter erwünscht. „Wenn Lichtmeß ist hell und klar, gibt es zwei Winter in diesem Jahr." „Scheint an Lichtmeß die Sonne heiß, so kommt noch viel Schnee und Eis." Wenn dann „däi Sunnen int Missebauk schöint, motte Biure noch Heu un Streoh verwoahrn." Weiter heißt es: „Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoch, zieht er auf vier Wochen wieder ins Loch."

Eine ähnliche Bedeutung hat auch der St. Matthiastag am 24. Februar. Von ihm sagt man: „Mattheis bräckt datt Öis, find't er keins, dann moakete eins!" Wie um Martini der Winter beginnt, so geht er zu Matthias allmählich zu Ende. Das kommt zum Ausdruck in der Wetterregel: „Noa

Mattheis gaht kein Voß mäir uppet Öis." Als Kirchenpatron wird St. Matthias in Hüddessum verehrt. Mit der ortsüblichen Feier dieses Festes schließt zunächst die Reihe der Kirchenpatronatstage, die im Stift Hildesheim mit dem St. Matthäustage am 21. September in Algermissen beginnt. Schon steht nämlich der März vor der Tür, der zu neuer Arbeit draußen in der heimatlichen Flur ruft.

Vom Monat März sagt man, daß er neun Frühlingstage bringt. Als einer dieser Tage gilt der St. Gertrudstag am 17. März; denn „Gertraud, die erste Sommerbraut", ist die bekannteste unter den vielen Wetterregeln dieses Tages. Den Landleuten tut St. Gertrud zur Frühlingszeit die Erde auf, nach alter Bauernweise sät man Kohlrabisamen, legt dicke Bohnen und setzt Zwiebeln. „Gertrud mit dem frommen Sinn ist just die erste Gärtnerin" und „Ist's Gertrud sonnig, wird's dem Gärtner wonnig". Auch Bauern und Winzer müssen an die Arbeit: „Es führt St. Gertrud die Kuh zum Kraut, die Biene zum Flug, die Pferde zum Zug." Frost hat man darum an diesem Tage nicht gern; denn „friert's an St. Gertrud, der Winter so bald nicht ruht." Im Kölnischen sagt man: „St. Severin wirft den kalten Stein in den Rhein, St. Gertrud mit der Maus holt ihn wieder heraus." In Gegenden, in denen es Störche gibt, singen die Kinder: „Gertrud bringt uns die Störche her, Bartholomäus (24. 8.) macht ihre Nester wieder leer." Alle diese Wetterregeln knüpfen an die Legenden an, mit denen das christliche Gemüt St. Gertrud umgab. Sie war Äbtissin des Klosters Nivelles bei Brüssel und hat den Spruch „Bete und arbeite" in tiefchristlicher und altdeutscher Weise innerhalb ihrer Klostergemeinde verwirklicht. War der Winter ins Land gekommen, dann saß sie mit den Schwestern am Spinnrad und Webstuhl. Während sie webte und spann, machte sie ihre Genossinnen mit der Schönheit der Psalmen vertraut und erklärte ihnen die heiligen Schriften, oder sie überlegte mit ihnen, welche Arbeiten in Garten und Feld zum kommenden Frühjahr in Angriff zu nehmen seien. So innig war all ihr Tun und Arbeiten mit Gott verbunden, daß die Legende erzählt, ein Mäuslein sei, von Gott geschickt, aus der Ecke der Stube gekommen und habe ihr den Faden am Rock abgebissen. Da wußte St. Gertrud, daß der Winter vorüber und die Gartenarbeit zu beginnen sei.

Während unsere Vorfahren die Erdmutter als Schützerin der Garten- und Feldfrüchte anriefen, setzten die Christen Gertrud, die erste Gärtnerin, an ihre Stelle, und in manchen Gegenden sprechen die Bauersleute von ihr nur als von „ihrer Heiligen". Garten- und Feldfrüchte erleiden manchen Schaden durch die Mäuse, und Mäuseplagen waren in früheren Jahrhunderten noch ärger als heute. Da suchte man Hilfe bei St. Gertrud. In manchen Kirchen wurde früher an ihrem Fest Korn gesegnet, das man zur Abwehr

der Nagetiere auf den Acker streute. Auch wurde das Wasser aus dem Brunnen ihrer Grabkammer in Nivelles zur Vertilgung von Mäusen und Ratten in Haus und Scheune gesprengt. Die Hausfrau hielt den 17. März in besonderen Ehren und unterließ an diesem Tage das Spinnen, damit die Mäuse ihr nicht das Garn zernagten.

Das Bild der heiligen Gertrud mit zwei Mäuslein, die an einer Spindel mit Flachsgarn nagen, findet man noch heute in alten Bauernstuben. Auch als Spinnerin wird sie dargestellt in Erinnerung an ihre Winterarbeit im Kloster und mit leisem Anklang an die germanischen Nornen, die die Schicksalsfäden spannen. Auf Kirchenbildern sieht man sie wohl als Äbtissin mit der Lilie abgebildet, oder auch mit dem Stab, an dem ein paar Mäuse hinaufklettern.

Wegen ihrer klösterlichen Gastfreundschaft wird St. Gertrud auch als Schutzpatronin der Wandernden und Reisenden verehrt. Auf der Gertraudenbrücke in Berlin steht ihr Bild in Überlebensgröße auf hohem Brückenrand.

„Brichst du Blumen, sei bescheiden!“

Wie die Borsumer ihren Wald schützten.

Verordnung aus dem Jahre 1808.

Wohl nie wird das Borsumer Holz mehr aufgesucht als alljährlich in den ersten Frühlingstagen und -wochen. Besonders an den Sonntagnachmittagen wandern viele Spaziergänger aus den umliegenden Dörfern des Kaspels hinaus in den heimatlichen Wald, um dort ihre Mußestunden nach angestrengter Wochenarbeit zu verbringen.

Abends sieht man dann muntere Kinderscharen fröhlich heimkehren, mit bunten Blumen und grünen Reisern oft reich beladen. Die Art und Größe dieser Sträuche künden nicht selten davon, daß die Mahnung der Dichterworte unbeachtet blieb:

„Brichst du Blumen, sei bescheiden,
Nimm nicht gar zu viele fort!
Sieh, die Blumen müssen's leiden,
Doch sie zieren ihren Ort!“

Trotz aller Naturschutzbestrebungen, belehrender Hinweise und behördlicher Verfügungen fehlten nämlich leider heute auch in weiten ländlichen Kreisen die rechte Einstellung für eine sinnige Naturbetrachtung und eine verständnisvolle Natur- und Heimatpflege.

Dagegen verknüpfte früher den Landmenschen noch ein viel innigeres Band mit der reichhaltigen Heimatnatur. Sie bildete die Grundlage seines ganzen Daseins. Ihr stilles Leben voll Schönheit und Wechsel im Werden und Vergehen war seine Umgebung, in der er groß ward, arbeitete und starb. Der Sinn dafür, die Natur zu achten, zu schonen und zu erhalten, ist darum so alt, wie unsere Kultur überhaupt. Das kommt in vielen uralten Sagen und in mancherlei Bestimmungen jener frühesten Volksrechte unserer Ahnen, den Weistümern, deutlich zum Ausdruck. Danach galten Wälder und Bäume als heilig und unverletzlich. „Wer einen jungen Eichen- oder Buchenbaum abschält, dem soll man die Eingeweide aus dem Leibe schneiden und ihn so lange um den Baum herumjagen, daß dieser in seiner Wunde ganz umwungen ist." (Gesetz vom 13. 11. 1720.) „Wer einem Eichen- oder Buchenbaum den Poll abhaut, dem soll auch der Kopf abgehauen werden." (Nach Weigert.)

Dem gleichen Zwecke dienten die später erlassenen Holz- und Feldordnungen, die ähnliche Schutzbestimmungen, natürlich in wesentlich milderer Form, enthielten. Die alte Borsumer Holzordnung vom 15. Oktober 1801 fand weiter eine verschärfte Ergänzung durch folgende Verfügungen in der westfälischen Zeit unter Jérôme:

„Das königliche Decret vom 29ten Mertz 1808, art. 79, befiehlt, daß jeder, welcher Laub oder Kraut aus dem Holze sich zueignet, als ein Forstfrevler belanget werden soll.

Bisher ist hier diese Verordnung noch nicht so genau gehalten, und die Einwohner haben im Holze Gras krauten können, durften aber mit keinen Sicheln schneiden. Seit einiger Zeit hat man aber sehr mißfällig bemerket, daß die Einwohner sich dieser bisher erlaubten Vergünstigung nicht würdig zeigen, sondern ohne Unterschied durchgängig mit der Sichel Graß schneiden. Man findet dahero nötig, vorerst folgendes zur genauen Nachachtung festzusetzen.

Art. 1. Es ist nur von heute an erlaubet, im Holze Graß mit den Händen abzureißen und durchaus verbothen, Graß zu schneiden, dahero niemand eine Sichel mit ins Holz nehmen darf.

Art. 2. Diejenigen, welche befunden werden, daß selbige Graß schneiden, oder welche auch nur eine Sichel mit ins Holz bringen, sollen als Forstfrevler dem Förster angezeigt und von diesem dem Polizeigericht zur Bestrafung denuncirt werden.

Art. 3. Die Holzgeschworenen oder diejenigen, welche jemand mit einer Sichel im Holze betreffen, sollen demselben solche abnehmen und bey unterzeichnetem abliefern, und besonders das gekrautete Graß nachsehen, ob

darunter junge Loden mit ausgerissen sind, und falls dieses geschehen, so sollen dieselben als Forstfrevler bestrafet werden.

Art. 4. Damit nun die Holzgeschworenen gehörig hierauf achten können, so wird hierdurch das Graßkrauten jeden Tag außer Sonn- und Feyertags nur von des Morgens 5 bis des Morgens 10 erlaubet, und wird derjenige, der des Morgens früher nach dem Holze gehet oder in anderen Stunden dahin gehet und Graß krautet oder Holz ließt, als Forstfrevher bestrafet werden.

Art. 5. Denjenigen Einwohnern, welche keine Kühe auf der Weide haben, und auch den Häuslingen wird es hierdurch gäntzlich verbothen, aus dem Holze Graß zu holen oder durch andere holen zu lassen, und wird hierbey noch besonders bemerket, daß die Eltern für ihre Kinder und Dienstbothen verantwortlich sind, und für diese die Strafen und Kosten bezahlen müssen.

Ich hoffe, die Einwohner werden diese ihnen vorerst noch zustehende Begünstigung erkennen und sich ganz genau nach der Verordnung fügen, damit man sich nicht genötigt sieht, sie nicht allein bestrafen zu lassen, sondern auch diese Vergünstigung noch abzunehmen.

Borsum, den 3ten July 1812.

Der canton Maire
Blumenberg.“

Eine weitere Verfügung vom 19. November 1812 lautet: „Da das bisher den kleinen Leuten bewilligte trocken Holz lesen im Borsumer Holze so sehr überhand genommen, und vieles grüne Holz mit abgeschnitten ist, so wird solches in Gemäßheit des 79 artikels des Königl. Decrets vom 29ten Mertz 1808 hierdurch gäntzlich verbothen, und werden die Holzgeschworenen angewiesen, einen jeden, der beym Holzlesen angetroffen wird, ohne weiteres bey unterzeignetem anzuzeigen, damit derselbe vom Forstgericht in die gesetzliche Strafe verurtheilt werden kann.“

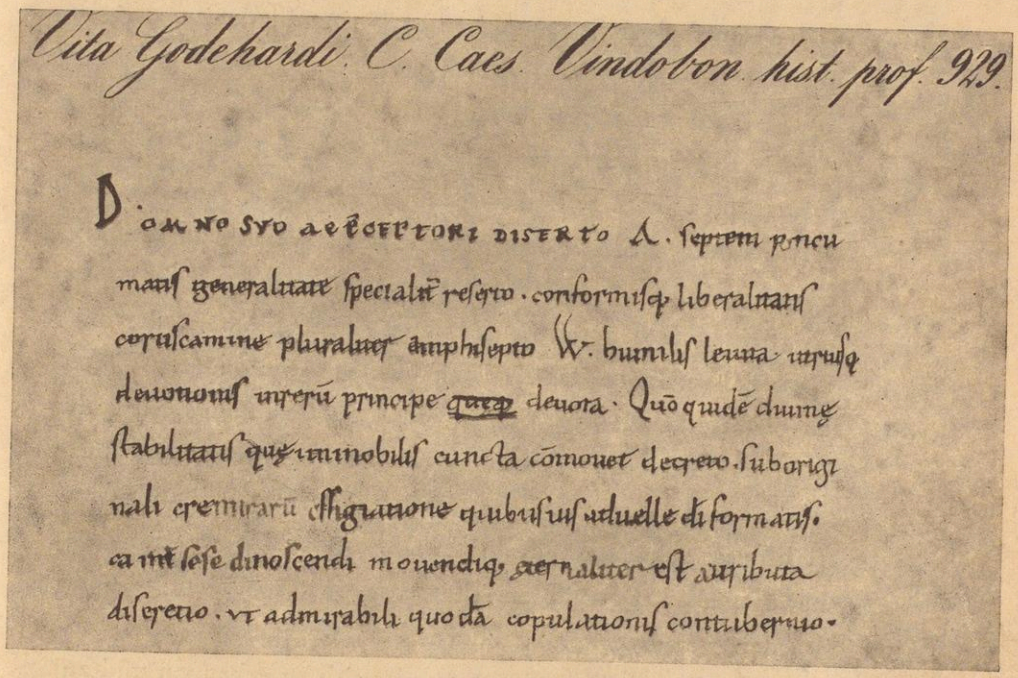
Mancherlei Gefahren drohten im Laufe der Zeit noch dem Borsumer Holze. Zum Besten der Heimatlandschaft und ihrer Bewohner aber ist es erhalten geblieben und übt immer wieder besonders zu Beginn des Frühlings seine Anziehungskraft aus im Sinne des Dichterwortes:

„Das alles lockt aus dumpfer Enge
Mich in den lieben Heimatgau,
Denn, horch! schon tönen die Gesänge
Der Lerchen an des Himmels Blau.“

Wolfher,

der Biograph des hl. Godehard.

Von Studienrat Dr. B. Gerlach.


Vita Godehardi. C. Caes. Vindobon. hist. prof. 929.

D omno syo aeterno rectori dispensatori dilecto A. septem primi
matus generalitate specialiter reserato. conformisq; liberalitatis
coruscamine pluraliter amplificato W. humilis leuita inutilq;
dei nostri imperii principe quicq; deuota. Quo quidem diuine
stabilitatis qui immobilis cuncta cōmouet decreto. suborigi
nali creaturarū effigiatione quibusdam uelut diformatis.
ea mox sese dinoscendi mouendiq; generaliter est attributa
discretio. ut admirabili quodā copulationis contubernio.

Zum 900jähr. Jubiläum des Todes des hl. Godehard

1038—1938

Unsere Diözese in Vergangenheit und Gegenwart
Zeitschrift des Vereins für Heimatkunde im Bistum Hildesheim
Heft 3 **12. Jahrgang** **1938**

Text des Titelbildes.

Domno suo ac praeceptori diserto A. septeni pneumatis generalitate specialiter reserto, conformisque liberalitatis coruscamine pluraliter amphisepto, W. humilis levita, utriusque devotionis in rerum principe devota. Quoniam quidem divinae stabilitatis, quae immobilis cuncta commovet decreto, suboriginali creaturarum effigiatione quibusvis ad velle Dei formatis, ea inter sese dinoscendi movendique aeternaliter est attributa discretio, ut admirabili quodam copulationis contubernio . . .

Seinem Herrn und Lehrer, dem beredten Albuin, der mit allen sieben Gaben des Heiligen Geistes in besonderer Weise ausgestattet und vom Glanze edelster Gesinnung vielfach umstrahlt ist, sendet Wolfher, ein demütiger Levit, in aller Ergebenheit seinen Gruß im Herrn aller Dinge. Da nach dem Beschlusse des unveränderlichen Gottes, der unbeweglich alles bewegt, allen Geschöpfen, die nach Gottes Willen gebildet wurden, von Ewigkeit her durch eine eingegossene Schöpferkraft die Fähigkeit verliehen wurde, sich zu erkennen und zu bewegen, so daß durch ein geradezu wundersames Zusammenwohnen . . .

Bonifatius
Kgl. Bibliothek
Hannover

Imprimatur. Hildesheim, die 9. Maii 1938.
Dr. Offenstein. Episcopalis Vicarius Generalis.

Wolfher, der Biograph des hl. Godehard.

Von Studienrat Dr. B. Gerlach, Hildesheim.

Wie dem heiligen Bernward in Thangmar ein edler Lehrer, Priester und Freund beschieden war, der ihn auf seinem Lebenswege begleitete und ihm nach seinem Tode ein Denkmal der Treue setzte in der „Vita beati Bernwardi", so fand auch Bischof Godehard, sobald er den Boden Niedersachsens betrat, in Wolfher einen Priester, der ihm mit kindlicher Ehrfurcht anhing und seinen Lebenszweck darin sah, Leben und Taten des Heiligen getreu aufzuzeichnen und so sein Andenken der Nachwelt zu sichern. Was wir vom heiligen Godehard wissen, beruht im wesentlichen auf dem, was uns Wolfher in seiner zweifachen „Vita Godehardi" überliefert hat. Man kann fast sagen, daß wir Wolfher die Heiligsprechung Godehards verdanken; denn seine zweite Vita wurde auf der Synode zu Lüttich im März 1131 in Gegenwart des Papstes Innocenz II. und des Kaisers Lothar öffentlich verlesen, und auf ihr Zeugnis hin wurde Godehard auf der großen Kirchenversammlung zu Rheims im Oktober desselben Jahres heiliggesprochen.

So verdient es Wolfher, daß wir auch seiner dankbar gedenken und uns über sein Leben, seine Arbeiten und seinen Charakter ein Bild zu machen suchen, soweit es möglich ist. Seine eigenen Schriften, besonders die stark persönlich gehaltenen Vorreden, sowie Nachrichten gleichzeitiger Schriftsteller geben uns ein zwar spärliches, aber immerhin ausreichendes Material.

Mit Stolz nennt sich Wolfher einen Niedersachsen: „nos Saxones vel certe Saxigenae" (Vita II, Kap. 1), fügt aber in einem Anflug von Humor hinzu, daß die Sachsen dem Worte Gottes sich lange nicht hätten fügen wollen: „verbo Dei diu indomabiles", und an angeborener Trägheit litten: „domestica desidia obdurante".[1]) Wenn er sich im Prolog zur zweiten Vita „klein an Körper und Geist" nennt (spiritu et corpore mediocris) [2]), so ist das nur ein Ausfluß seiner Bescheidenheit, ebenso wie er sich „einen demütigen Leviten" nennt (humilis levita) [3]).

---

[1]) Mon. Germ. hist. SS. XI, edd. G. H. Pertz, Vita Godehardi. S. 198.
[2]) Ebd. S. 196.
[3]) Ebd. S. 167.

Wann er die geistlichen Weihen erhielt, ist nicht zu ersehen. Vermutlich schon zu Zeiten des heiligen Bernward; denn bei der Beschreibung der Hirtensorge Bernwards für den Dom und für die Kleriker am Dome rechnet er sich mit zu ihnen [4]) und schildert das Hinscheiden des Bischofs als eigenes, unvergeßliches Erlebnis.[5])

Wolfhers Leben entfaltete sich erst unter Bischof Godehard, der seine besonderen Fähigkeiten erkannte und für deren weitere Ausbildung sorgte. Hersfeld a. d. Fulda wurde die nächste Stätte für Wolfhers höhere Studien. Die von St. Lullus begründete Kulturstätte war von Godehard (1005) zu neuem Leben erweckt. Neben dem Kloster erwuchs eine Klosterschule, die nunmehr unter dem Abt Arnulf und dem Propst Albwin ruhmvoll erblühte. Abt Arnulf starb im Jahre 1031, Albwin aber verließ die Schule 1034, um in Nienburg a. d. Saale die Abtswürde zu erlangen. Da Abt Arnulf nach Wolfhers Angabe „noch zu seiner Zeit“ [6]) das Hersfelder Kloster leitete, so liegt Wolfhers dortiger Aufenthalt vor 1031. Einen weiteren Anhalt für diese Zeitbestimmung gibt uns einer seiner Mitschüler namens Othlo. Dieser war, wie der Herausgeber seiner Schriften Roger Wilmans darlegt,[7]) um 1000 in Bayern geboren, wurde als Knabe nach Hersfeld geschickt („ut artem scribendi edisceret“), von dort nach Tegernsee und um 1024 nach Frankreich.[8]) Demnach dürfte Wolfher bald nach Godehards Bischofsweihe (1022) auf die Hersfelder Schule geschickt sein. Mit ihm zugleich kam, wie Othlo erzählt, noch ein anderer jüngerer Hildesheimer Kleriker namens Boto „discendi gratia ad scolam“.[9])

Sie fanden dort einen hervorragenden Leiter der Schule, den schon genannten Propst Albwin. Die Hildesheimer Annalen zum Jahre 1034 sagen: Er war „in der philosophischen Wissenschaft gründlich bewandert“, der „berühmteste Lehrer der dortigen Schule“.[10]) Wieviel Wolfher diesem Lehrer verdankte und wie tief er es ihm dankte, zeigt der Umstand, daß er beide Viten des heiligen Godehard dem Albwin widmete, und die geradezu überschwenglichen Worte der Ehrfurcht, mit denen er

[4]) Vita I, 16: „dominus noster Bernwardus“, „discessus patroni nostri“. Vita II, 13: „nostrae ecclesiae antistes“, „monasterium nostrum“.

[5]) Vita I, 16 u. II, 13.

[6]) Vita I, 14: „usque ad nostra tempora ibidem dominabatur“.

[7]) Mon. Germ. hist. SS. XI, p. 376 ff.

[8]) „In Franciam translatus ibi fueram, quando obiit Caesar Heinricus et factus est rex Conradus“. Ex Othloni libro de temptatione cuiusdam monachi. Ebd. 392.

[9]) „Duo canonici a beatae memoriae Godehardo episcopo discendi gratia ad scholam, quae per idem tempus sub abbate Arnulfo satis pollebat, missi sunt.“ Ex Othloni libro visionum, visio quinta. Ebd. 378.

[10]) „In philosophia arte eruditissimus“, „scholae magister famosissimus“. Leibniz, Scriptores rerum Brunsvigensium. Hannover 1707, Bd. I, p. 727.

im Prolog [11]) sowohl der ersten als auch der zweiten Vita seine Arbeiten dem hochgeschätzten Lehrer zur Beurteilung vorlegt, sowie die Schlußworte: „Si quid ab ore placet, laus monitoris erit", d. h. „Habe ich gut geredet, so verdanke ich das meinem Lehrer."

Albwin führte seine Zöglinge nicht bloß in die Heiligen Schriften und Kirchenväter ein, sondern auch in die Autoren des klassischen Altertums. Wir merken das an den Zitaten Wolfhers aus Cicero, Horaz, Sallust, Ovid und Persius, sowie seiner Beherrschung der lateinischen Sprache und seiner Kunst des Satzbaus, die eine gründliche Schulung voraussetzen. Daß Albwin auch ein Mann der Innerlichkeit war, ist daraus zu schließen, daß Godehard zur Zeit seines Aufenthaltes in Hersfeld ihm besonderes Vertrauen und innige Zuneigung schenkte und, wie es scheint, ihn zum Beichtvater hatte.[12])

Von dem Mitschüler Boto aus Hildesheim erfahren wir nichts Weiteres. Aber der Bayer Othlo wurde später Schreiber des Bischofs Meginhard in Würzburg, dann Mönch in St. Emmeran in Regensburg und Leiter der dortigen Schule und endlich ein fruchtbarer Schriftsteller.[13]) W. Giesebrecht nennt ihn „den ersten deutschen Vielschreiber." [14]) In einer seiner Schriften „Liber visionum" berichtet er eine Visionsgeschichte, die ihm Wolfher aus Hildesheim erzählt habe: wie Gott den Kleiderluxus der Hildesheimer Geistlichen gestraft und sie zur alten Einfachheit der Sitten zurückgeführt habe, und „daß es sich so verhält", habe Wolfher geschlossen, „kannst du an meinem Rocke ersehen, der mit keinem Seidenschmuck, sondern ganz deutlich nur mit ehrbarem Linnen gesäumt ist." [15])

Endlich bemerken wir noch unter den lernbegierigen Klerikern zu

---

[11]) Z. B. im Prolog zur I. Vita: „Wo auf der ganzen Welt hätte ich jemanden finden können, den ich einem so gebildeten Sprachkenner wie Euch vorgezogen hätte, Euch, den preiswürdige Klugheit mit hinreichendem Scharfsinn ausgestattet hat, um das Gute vom Schlechten zu unterscheiden, den strenge, aber billige Gerechtigkeit in löblicher Weise beseelt, den weise Gemessenheit alles Überflüssige beseitigen läßt, den wohlbewährte Herzhaftigkeit gegen die Versuchungen weltlicher Lockungen schirmt und bewaffnet, den der Besitz aller Tugenden in göttlichen und menschlichen Dingen mit dem reichhaltigsten Gewinne überhäuft!" H. Hüffer, Die Lebensbeschreibung der Bischöfe Bernward und Godehard. S. 83 f.

[12]) Wolfher im Prolog zur II. Vita: „. . . qui (= Godehard) tibi ipsi secretius ac familiaris exemplo Christi ac discipuli, quem diligebat, cordis sua arcana prae cunctis aperuit." L. c. p. 197.

[13]) Othlos Schriften, herausg. von Roger Wilmans in den Mon. Germ. hist. SS. XI, 376 ff.

[14]) Wilh. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 4. A. 1875. II, 567.

[15]) „Haec autem ita esse in meo probare potes pellicio, quod nullo serico ornatu sed tantum linteamine honesto videtur circumdatum." Othlo, liber visionum. Mon. G. hist. L. c. p. 379.

Hersfeld Bischof Godehards eigenen Neffen Ratmund, dem Albwin besondere Zuneigung schenkte und der später Abt von Niederaltaich wurde. So waren es gewiß fruchtbringende Jahre, die Wolfher in Hersfeld verlebte, an einer Stätte der Frömmigkeit und Wissenschaft, zu Füßen eines weisen Lehrers und im Kreise gleichgesinnter, strebsamer Mitschüler.

Von Hersfeld kam Wolfher nach Niederaltaich; gewiß auf Weisung Godehards, damit er auch an der dortigen Schule seine Kenntnisse vertiefte und seinen Gesichtskreis erweiterte. Vielleicht gab auch die Erhebung Ratmunds zum Abte des Klosters im Jahre 1026 oder 1027 [16]) den Anstoß dazu. Jedenfalls fand Wolfher an seinem früheren Hersfelder Mitschüler einen väterlichen Freund und Führer, der ihn „fast wie einen leiblichen Bruder behandelte." [17]) Aus seinem Munde erfuhr er das Leben und Wirken des heiligen Godehard sozusagen an Ort und Stelle. Es war ein Anschauungsunterricht und ein Quellenstudium, wie es der künftige Historiker nicht besser wünschen konnte. Ratmund belehrte ihn aber auch in der bewußten Absicht, ihn zum Biographen seines Bischofs zu schulen. „Oft", so berichtet Wolfher, „bat er mich bei unserer Freundschaft, ich möchte das Leben und die Taten unseres verehrungswürdigen Bischofs Godehard beschreiben und dem Gedächtnis der Nachwelt überliefern." [18])

Aber noch eine zweite lebendige Quelle erschloß sich ihm in der Person des Priesters Rumold. Im Prolog zur I. Vita nennt er ihn ohne Namen „einen vortrefflichen Priester", der dem heiligen Godehard „von Kindheit an ununterbrochen und treuergeben angehangen habe". [19]) Im Prolog zur II. Vita nennt er ihn Rumold und sagt: „Als ich mich zu Altaich, um zu studieren, aufhielt, genoß ich oft Freundschaft und Gespräch eines alten Priesters namens Rumold und wurde durch seine wahrheitsgetreuen Berichte für mein Aufgabe geschult. Er hatte von Kindheit an ihm (= Godehard) treu angehangen und kannte alle seine Worte und Taten bis zu seinem Eintritt in den Orden, ja bis zu seiner Erhebung zum Bischof mehr als gut." [20])

---

[16]) 1026 nach Pertz, a. a. O. S. 162; 1027 nach W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. 6. Aufl. 1894. II, 25.

[17]) „Me enim Altaha positum vester familiaris domnus Ratmundus, eiusdem abbas venerabilis . . . tunc temporis quasi collactaneum tractavit." Prolog zur I. Vita Mon. l. c. 168.

[18]) „. . . quatenus venerandi et omni studio amplectendi antistitis nostri Godehardi vitam gestaque, quae . . . ignorabantur, stili officio memoriae commendare studuerim, saepius ut ita dicam familiariter rogavit." Prolog zur I. Vita. p. 168.

[19]) „. . . cuiusdam probabilis personae presbyteri, qui ei (= Godehardo) ab infantia fideli amministratione contigue cohaerebat." Mon. p. 169.

[20]) Eod. l. p. 197.

In Altaich lernte Wolfher auch den Einsiedler Günther von Rinchnach kennen. Das Leben dieses Mannes,[21]) der einst ein weltlich gesinnter Ritter im Thüringerlande gewesen, dann von Godehard in Hersfeld bekehrt, in Altaich in die Reihen der Brüder aufgenommen und nun ein heiligmäßiger Einsiedler im Böhmerwald geworden war, machte auf Wolfher einen solchen Eindruck, daß er es später in der Vita II, Kap. 8 und 9 schilderte. Oft hörte er die Predigten dieses Mannes, besuchte ihn und war sein Freund.[22])

Wie lange Wolfher in Altaich verweilte, ist nicht genau festzulegen. Giesebrecht meint, er sei „um 1033 auf längere Zeit" dort gewesen.[23]) Wattenbach sagt: „Wolfher hielt sich hier einige Zeit auf",[24]) „bis gegen 1035".[25]) Doch scheint mir dieses Jahr reichlich hoch gegriffen zu sein, wenn man die Abfassung der I. Vita noch in die Lebenszeit des heiligen Godehard versetzt. Aus Wolfhers Bemerkung im Prolog zur Vita II, er sei zur Zeit seiner Jugend zwischen Hersfeld und Altaich sozusagen nach Art des Orosius[26]) „hin- und hergewandert",[27]) ergibt sich die Möglichkeit, daß er öfters zwischen Hersfeld und Altaich gewechselt hat, mindestens aber, daß er auf der Rückreise von Altaich nach Hildesheim die Stätte seiner ersten Studien noch einmal besuchte.

In Hildesheim wieder angekommen, trat Wolfher, mit Kenntnissen und Erfahrungen bereichert, in die Reihen der Domkanoniker, die damals noch das gemeinsame Leben unter der Obhut ihres Bischofs führten; wie der Chronist sagt: „mit so strenger Religiosität und so religiöser Strenge, daß sie mit dem Stande der Kanoniker die Strenge der Mönche verbanden."[28]) Über eine besondere Betätigung Wolfhers erfahren wir nichts; es ist anzunehmen, daß Bischof Godehard die Kenntnisse Wolfhers nicht brach liegen ließ, sondern ihn entweder an der schon bestehenden Domschule oder an der von ihm errichteten Schule der Kleriker als Lehrer und Erzieher wirken ließ. Wahrscheinlich aber begann er sofort mit einer großangelegten Lebensbeschreibung seines Bischofs, die ihm Arbeit für mehrere Jahre verschaffte.

---

[21]) O. J. Blecher, Der heilige Godehard. Hildesheim. 1931. S. 74—84.

[22]) „Nos quidem, qui eum familiarius novimus, frequenter audivimus." Vita II, c. 9. L. c. 202.

[23]) A. a. O. S. 585.

[24]) A. a. O. S. 25. [25]) Ebda. S. 19.

[26]) Paulus Orosius, spanischer Priester und lateinischer Kirchenschriftsteller, begab sich um 413 zum heiligen Augustinus nach Hippo, von dort zum heiligen Hieronymus nach Palästina und wieder zurück nach Hippo um 417.

[27]) „. . .quod per adulescentiae meae tempora inter Hersfeldense et Altahense coenobium quasi more Orosii discursitaverim." L. c. p. 197.

[28]) „Fundatio Ecclesiae Hildensemensis." Ad. Bertram, Hildesheims Domgruft und die „Fundatio". 1897. S. 13.

Schon in jungen Jahren hatte Wolfher zur Feder gegriffen. Nach G. H. Pertz, dem Herausgeber seiner Schriften in den Mon. Germ. hist. SS. XI, 162 ff., begann Wolfhers schriftstellerische Tätigkeit mit einer verkürzten Bearbeitung der Vita Thangmars über den heiligen Bernward.[29]) Pertz gibt nicht an, ob sie sich irgendwo handschriftlich findet; jedenfalls liegt sie nicht im Druck vor, und so können wir diesen ersten Schreibversuch Wolfhers nicht beurteilen. Näher schon treten wir dem jungen Schriftsteller in seiner zweiten Arbeit, der „Continuatio vitae Bernwardi".[30]) Diese ist eine Fortsetzung der Vita Thangmars und dementsprechend der erste Versuch, die Ereignisse unter dem neuen Bischof Godehard festzuhalten. Die Schrift beginnt mit der Erwählung Godehards zum Bischof von Hildesheim und geht sofort über zu dem Streit, den Bischof Aribo von Mainz am Tage der Weihe über das Kloster Gandersheim begann. Es folgt der Tod Heinrichs II. und die Erwählung Konrads II., dessen Besuch in Hildesheim und die Fortsetzung des Gandersheimer Streites bis zur Synode in Grona im März 1025. Somit ist diese erste Darstellung des Lebens Godehards nach 1025 geschrieben. Sie ist stark im Lobe des noch lebenden Bischofs[31]) und ziemlich gehässig in der Charakteristik des Mainzer Erzbischofs.[32])

Damals verließ Wolfher Hildesheim und studierte in Hersfeld und Niederaltaich. Wir sahen schon, wie er an beiden Orten zum Biographen seines Bischofs heranwuchs. Nach Hildesheim zurückgekehrt, begann er sofort, die Feder zu einer größeren Schrift anzusetzen. Es entstand die „Vita Godehardi Episcopi prior", kürzer die vita prior oder Vita I genannt.

Sie beginnt mit einem langen Widmungsschreiben an seinen Lehrer Albwin,[33]) dem er beweisen will, daß er nur aus Gehorsam und im tiefsten Gefühl seines Unvermögens diese Arbeit gewagt habe. Daran schließt sich ein metrisches Gedicht an den gütigen Leser.[34]) Die Vita selbst behandelt in 40 Kapiteln das Leben des

[29]) „Primum quidem scribendi periculum in vita Bernwardi episcopi a Thangmaro edita fecisse videtur, quam quasi operi se accincturus abbreviatam interpolavit." S. 162.

[30]) Handschriftlich im „Codex Regius Dresdensis" in der Königl. Bibliothek zu Dresden, fol. 21—23.

[31]) „Deo dilectus et hominibus, . . . cuius memoria extitit benedictio sempiterna, exemplar et speculum totius sanctitatis."

[32]) „. . . . ut lupus eum aggreditur, . . . affuit inter eos etiam Satan (id est Aribo)."

[33]) Mon. Germ. hist. L. c. 167—170.

[34]) Ebd. S. 170.

heiligen Godehard, aber nicht seinen Tod. Einen breiten Raum von 18 Kapiteln nimmt der leidige Streit um das Kloster Gandersheim ein. Diese vita prior ist nur in einer einzigen, von Wolfher selbst geschriebenen Handschrift erhalten. Der genannte Gelehrte G. H. Pertz entdeckte sie im Jahre 1821 in der Kaiserlichen Bibliothek in Wien und gab sie 1854 in Druck in den Mon. Germ. hist. SS. XI, 170—196. Hermann Hüffer übersetzte sie ins Deutsche und gab sie zusammen mit Thangmars Vita des heiligen Bernward 1875 heraus.[35])

Der Wert dieser Vita I steht außer Frage. Nicht bloß über den heiligen Godehard selbst ist sie äußerst aufschlußreich, auch für die deutsche Kaisergeschichte unter Heinrich II. und Konrad II. bedeutet sie eine der wichtigsten mittelalterlichen Quellen, und für den Gandersheimer Streit ist sie die einzige abgerundete und erschöpfende Darstellung. Der Herausgeber Pertz nennt deshalb den Wolfher einen „auctor bene instructus".[36]) Der Übersetzer Hüffer nennt die Vita I „ein äußerst schätzbares Werk".[37]) Wattenbach bezeichnet sie als „ein ungemein wertvolles Werk".[38]) Giesebrecht urteilt: „Trotz mancher lästigen Digressionen und einer gewissen Breite der Darstellung ist diese Arbeit Wolfhers von nicht geringem Interesse und für die Regierungsgeschichte Konrads II. eine der wichtigsten Quellen. Der Verfasser zeigt ein sehr lebhaftes Gefühl für die Zeitereignisse und gibt seine Eindrücke anschaulich wieder; besonders unterrichtend ist das Buch über die Verhältnisse des Erzbischofs Aribo von Mainz."[39])

Daß eine Schrift mit einer solchen Fülle von historischen Einzelheiten nicht absolut fehlerfrei ist, darf nicht verwundern. Wenn man aber z. B. H. Bresslaus kritische Abhandlungen „Zur Chronologie von Vita Godehardi prior, cap. 27 und 28"[40]) und „Über die Zeit der Pöhlder Synode, cap. 35"[41]) daraufhin durchsieht, so kann man sagen, daß es sich nur um unbedeutende Irrtümer in der Datierung einzelner Ereignisse handelt.

Anders ist es mit der Frage der Objektivität in der Darstellung des Gandersheimer Streites. Schon in der Darstellung Thangmars, die ja Wolfher wieder benutzt, ist nicht zu verken-

[35]) Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Bd. 40. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. 2. Aufl. von W. Wattenbach. 1892. Manul-Neudruck 1925.

[36]) A. a. O. S. 163.

[37]) A. a. O. S. XIV.

[38]) Deutschlands Geschichtsquellen. 6. Aufl. 1894. Bd. II. S. 25.

[39]) A. a. O. S. 561.

[40]) Harry Bresslau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Konrad II. Leipzig 1879. I. Bd. S. 352 ff.

[41]) Ebd. S. 355 ff.

nen, daß sie eine parteiische ist.[42]) Wolfher ist gleichfalls der unentwegte Verteidiger der Rechte seines Bischofs, und die Mainzer sind ihm absolut böswillige Angreifer. Seine Charakterisierung der Gegner grenzt an Gehässigkeit; die Mainzer aber sind bis heute nicht in der Lage, sich zu verteidigen und etwaige Verdrehungen richtig zu stellen; denn von ihrer Seite liegt keine Darstellung vor. So sind die Historiker ganz auf die Hildesheimer Darstellung angewiesen und können weder Thangmar noch Wolfher Unwahrheiten nachweisen. „Man kann zugeben", sagt Wattenbach, „daß die Darstellung (Wolfhers) tendenziös ist und er wohl auch einmal übergeht, was ihm nicht paßt, ohne deshalb gleich von Fälschungen zu reden."[43])

Eine weitere, umstrittene Frage ist die der Zeit der Abfassung der Vita I. G. H. Pertz (1854) nahm in seiner Einleitung zu den Schriften Wolfhers einen Besuch Ratmunds in Hildesheim beim Tode Godehards 1038 an und Ratmunds erneute Aufforderung an Wolfher, das lange versprochene Werk endlich zu beginnen.[44]) Daraufhin, also nach dem Tode Godehards, habe Wolfher die vita prior geschrieben. Dagegen erkannte der kritische Blick des in der Hildesheimschen Geschichte wohlbewanderten H. A. Lüntzel, daß die Vita I zu einer Zeit geschrieben sein müsse, als Bischof Godehard noch lebte.[45]) Noch vor Drucklegung des Lüntzelschen Werkes (1858) trat H. Hüffer in der Vorrede seiner Übersetzung (1857) mit der gleichen Meinung hervor und begründete sie aus dem Prolog und einzelnen Stellen der Vita.[46]) Auch W. Wattenbach, der in der ersten Auflage seiner „Geschichtsquellen" (1858) noch geschrieben hatte: die Vita sei „gleich nach Godehards Tode" verfaßt,[47]) schloß sich in den weiteren Auflagen Lüntzels und Hüffers Meinung an.[48]) Die gleiche Ansicht vertritt Aug. Potthast, die Vita sei nach 1035, aber vor Godehards Tode geschrieben.[49])

---

[42]) Vergl. Chr. Beeltes Abhandlung im Programm des Gymnasiums Josephinum 1881, II. Teil: Thangmars vita Bernwardi." — Noch schärfer urteilte Heinr. Böhmer, Willigis von Mainz. Lpg. 1895; besonders in der Beilage: „Die Quellen zur Geschichte des Gandersheimer Streites." S. 191—206.

[43]) A. a. O. S. 26, gegen Lenssen, Beiträge zur Kritik der Hildesheimer Geschichtsquellen des 11. Jahrhunderts, Dissertation, Tübingen 1878.

[44]) A. a. O. S. 162.

[45]) H. A. Lüntzel, Geschichte der Diözese u. Stadt Hildesheim. 1858. I. Bd. S. 234.

[46]) A. a. O. S. XV.

[47]) A. a. O. S. 229.

[48]) Z. B. 4. Aufl. 1877. Bd. II, S. 22, Anm. 2 — Ebenso 6. Aufl. 1894. Bd. II, S. 25, Anm. 3.

[49]) August Potthast, Wegweiser durch die Geschichtswerke des Europäischen Mittelalters bis 1500. 2. Aufl. Berlin 1896.

Die Abfassung der Vita noch zu Lebzeiten des heiligen Godehard ist nicht zu bezweifeln. Erstens erscheint es als merkwürdig, daß die Vita den Tod des Bischofs nicht erzählt, während die zweite ihn ausführlich schildert. Zweitens, die Vita I ist ein durchaus abgerundetes Werk, das in den Schlußkapiteln einen befriedigenden Ausklang bringt, indem es zusammenfassend den heiligen Godehard schildert als den Erbauer von Kirchen und Klöstern, als den frommen Bischof, den Mann des Fastens und der Abtötung und den guten Hirten der Seinen.

Dazu kommen einzelne Bemerkungen in der Vita und im Prolog. In Kapitel 34 erzählt Wolfher, Bischof Godehard sei von dem Fürstentag in Frankfurt (1027) froh nach Hause zurückgekehrt, und „er übte seitdem und jetzt seine bischöfliche Gewalt mit Festigkeit.“ [50]) In Kapitel 37 sagt er, er wolle nach dem Streite über Gandersheim nunmehr berichten, was der Bischof „schon von Gott erfüllt und der Welt fremd“ [51]) vollbracht habe. In demselben Kapitel nennt er als eine seiner letzten Taten die Einweihung der Kirche in der östlichen Burg (= Sülte) im Jahre 1034, und damit haben wir den Abschlußtermin der Abfassung der ersten Vita. Aus der Handschrift ist zu ersehen, daß Wolfher sein Werk noch öfters durchsah und verbesserte; die wichtigste Verbesserung wäre vor allem der fehlende Abschluß vom Tode des Bischofs gewesen.

Daß es nichts Ungewöhnliches war, die Biographie eines noch lebenden Mannes zu schreiben, geht aus der Bemerkung Wolfhers hervor, daß schon damals, als Abt Ratmund in Altaich ihn zum Schreiben drängte, viele Schriften über Godehard vorlagen. „Von diesen wurden schon damals viele mit heilsamstem Erfolge verbreitet; vieles aber, was er in reiferen Jahren oder im Alter Lobenswürdiges vollbracht hat, war noch ganz unbekannt.“ [52])

Besonders der Prolog und das Schlußgedicht schildern den Bischof Godehard als noch lebend. Viele, sagt Wolfher, hätten die Beschreibung aufgeschoben, weil es nicht ratsam sei, „vor dem vollständigen Siege zu loben“. „Denn jedes Lob soll man am Ende singen. Doch nun darf man glauben, daß eine Verzögerung nicht länger nötig sei, weil er nicht nur über die natürlichen Gesetze der Leiblichkeit, sondern auch über die Gebote der Ethik preiswürdig sich erhoben hat, allein in der Betrachtung der logischen Vernünftigkeit verharrt, unter

[50]) „. . . episcopatus sui potestatem ex tunc et modo firmiter obtinuit.“ L. c. p. 192.

[51]) „iam Deo plenus et saeculo prorsus alienus.“ L. c. p. 194.

[52]) Prolog. Hüffer. S. 80.

Vollbringung trefflicher Werke inbrünstig nach dem Himmlischen sich sehnt und in solchen Bestrebungen von Tag zu Tag bewährt wird.“ [53])

Das einzige Bedenken, wie man eine solche Lobschrift schon zu Lebzeiten des geradezu als Heiligen verherrlichten Bischofs habe schreiben können, wird hinfällig, wenn wir die Bemerkung Wolfhers beachten, daß er sein Buch „keinem, auch nicht dem vertrautesten Freunde, vorher gezeigt habe.“ [54]) „Ich schrieb es nieder und beschloß vor allem, dasselbe Eurer gewichtvollen Prüfung zu unterbreiten, ehe es veröffentlicht würde.“ [55])

Nicht bloß die Veröffentlichung unterblieb, sondern auch die Zusendung an Albwin,[56]) und das hatte zur Folge, daß keine Abschriften entstanden und nur durch einen glücklichen Zufall das Exemplar Wolfhers selbst erhalten blieb.

Bischof Godehard starb (1038), Wolfher aber erlebte noch drei Bischöfe. Unter Bischof Dithmar (1038—1044) finden wir ihn in den Hildesheimer Annalen zum Jahre 1039 unter den Zeugen eines Vertrags, durch den der Bischof Dithmar dem Kloster Gandersheim den Zehnten wiederschenkte.[57]) Diesem Bischof, von dem Wolfher nicht verschweigen kann, daß er „leider nicht allzusehr in die Tiefen der Wissenschaft eingedrungen war“,[58]) bewahrte er dennoch ein dankbares Andenken und beklagte seinen Tod, weil er „dulcissima benignitate“ für Klerus und Volk gesorgt hatte.[59])

Unter Bischof Azelin (1044—1054) ging Altfrieds Dom in Flammen auf (1046) und mit ihm die Wohnungen der Geistlichen und ein großer Teil der Stadt.[60]) Wolfher sagt: „Wir hatten das durch unsere Sünden vor Gott reichlich verdient.“ [61]) Die Vernichtung des Domklosters wurde Anlaß zur Auflösung des gemeinsamen Lebens der Kanoniker und förderte die Lockerung der alten, strengen Zucht und das

---

[53]) Ebd. S. 82.

[54]) „. . . nulli id vel familiarium praeostentavi.“ Pertz. S. 169.

[55]) „. . . vestrae auctoritatis examini trutinandum, antequam publicetur, offerre decrevi.“ Eod. 1.

[56]) Pertz: „Librum igitur haud absolutum Albwino minime missum putaverim.“ S. 167.

[57]) Eduard Winkelmann, Die Jahrbücher von Hildesheim. Deutsch nach der Ausgabe der Monumenta. Berlin 1862. S. 43.

[58]) Vita II, 33: „si quid ei profundioris litteralis scientiae defuit.“ L. c. p. 215.

[59]) Dithmar hatte das zum Lebensunterhalt bestimmte Präbendalgut vermehrt und ihnen ein Landgut in Wengarde (Wennerde bei Sarstedt) geschenkt. Ad. Bertram, Geschichte des Bistums. I, 100.

[60]) Vita II, 33: „Tota paene civitas et maxima pars villae miserabili incendio interiit. L. c. p. 215.

[61]) „. . . peccatis nostris coram Deo plane merentibus.“ Eod. 1. p. 215.

Eindringen feier Lebensführung.[62]) Dazu kam, daß Azelin den Lebensunterhalt der Kleriker arg beschnitt, worüber Wolfher betrübte Klage führt.[63])

Er erlebte dann noch die Zeiten des Bischofs Hezilo (1054 ff.). Dieser sorgte, weil er selbst durch Kenntnisse und Wissenschaften sich auszeichnete, auch für Hebung des inzwischen gesunkenen Niveaus der Schulen und der Geistlichen. Dies mag dem alternden Wolfher wieder den Mut gegeben haben, seine schon längst begonnene zweite Lebensbeschreibung Godehards zu Ende zu führen, in der Hoffnung, seinem unvergeßlichen Bischof nunmehr ein vollendetes Denkmal der Liebe zu setzen und eine Grundlage zu schaffen für dessen schon jetzt erstrebte Heiligsprechung.[64])

So entstand Wolfhers „Vita posterior Godehardi episcopi", der wir uns nunmehr zuwenden.[65])

Auch diese beginnt mit einem Prolog an den Abt Albwin, dem er wiederum die Arbeit widmet und zum Urteil vorlegt. Es folgt sodann die Vita in 41 Kapiteln. Sie schildert das Leben und den Tod des Bischofs, behandelt den Streit um Gandersheim kürzer (Kap. 16 und 17), fügt die Geschichte vom Einsiedler Günther ein (Kap. 8 und 9) und bringt am Schluß zahlreiche Wunder, die sich nach dem Tode des Heiligen ereigneten.

Auch bei der zweiten Vita bietet die Frage nach der Zeit ihrer Entstehung und Vollendung mancherlei Schwierigkeiten. Das Entstehungsjahr ist überhaupt nicht festzulegen; Wolfher kann mit der Arbeit schon in den Tagen Azelins begonnen und mehrere Jahre daran gearbeitet haben. Vollendet hat er sie erst nach dem Jahre 1054. Dafür liegen zwei Anhaltspunkte vor. Im Prolog sagt Wolfher, der selige Abt Adalbert vom Michaeliskloster habe ihm die Arbeit befohlen;[66]) dieser aber starb 1054.[67]) Im Kapitel 33 sodann erzählt er vom Bischof Hezilo und dem begonnenen Neubau des Domes; Hezilo aber regierte von 1054 an. Schwieriger aber wurde die Frage durch eine Beobachtung des Historikers H. Bresslau, daß der in Kapitel 39 bei einem Wunderbericht als Bischof von Brandenburg „beatae memoriae" genannte Wolcward erst nach dem September 1063 Bischof wurde und

[62]) Ad. Bertram, Gesch. d. Bistums. I, 102.

[63]) Vita II, 33: „ . . . quod de communi fratrum utilitate, quam praecessores sui ac ceteri fideles Christi in nomine Domini contulerant, plura subtraxit, veniam coram Deo precamur. L. c. p. 216.

[64]) Lüntzel, Gesch. d. Diözese. I, 236.

[65]) G. H. Pertz, Mon. Germ. hist. SS. XI, 198—208.

[66]) „Beati et veri Dei cultoris Adalberti nostri iussis." L. c. p. 197.

[67]) Pertz, S. 163, Anm. 17.

am 19. Mai spätestens 1068 starb.[68]) Damit rückte der Abschluß der Vita bis über 1068 hinauf.[69])

Dem stehen andere Bedenken gegenüber. Sollte Wolfher sein Werk erst nach 1068 vollendet haben, so hätte er im hohen Alter von ungefähr 70 Jahren noch rüstig die Feder geführt. Denn da er schon unter Bischof Bernward Geistlicher war, müssen wir seine Geburt vor das Jahr 1000 verlegen, was sich mit den übrigen Daten vereinbaren läßt. Aber es ist nicht anzunehmen, daß er in so hohem Alter noch eine so gewandte und frische Arbeit schrieb. Die Schwierigkeit mit dem Bischof Wolcward hebt sich, wenn man folgendes beachtet: Die Vita II findet einen natürlichen Abschluß bei Kapitel 33, das die Zeitereignisse unter Dithmar, Azelin und Hezilo beschreibt und mit Amen schließt. Die sodann folgenden Wundergeschichten können Nachträge von anderer Hand sein. Der Verfasser beginnt: „De miraculis igitur" und verbirgt sich unter der Wirform (putamus, cognovismus, intendimus etc.). Er gibt sich zwar als „kritischen" Beurteiler der überlieferten Wundergeschichten aus,[70]) erweist sich aber als einen genau so kritiklosen Sammler von Wundergeschichten wie der Verfasser der „Miracula" des heiligen Bernward und Godehard, die in den folgenden Zeiten auftauchen.[71]) Somit ist anzunehmen, daß Wolfher nicht der Verfasser der Kapitel 34—41 und ist seine Vita bald nach 1054 abgeschlossen hat.

Wie verhält sich nun die zweite Vita zur ersten? Pertz[72]) sagt: Die zweite Vita ist eine Überarbeitung der ersten; ganze Sätze und Satzschlüsse sind wörtlich übernommen. Als Werk reiferen Alters ist sie viel geschlossener (multo succintior). Die erste Arbeit war weitschweifig und allzu wortreich (stilo laxiori, sententiis verbosioribus). Derselben Auffassung ist Giesebrecht: „In literarischer Beziehung verdient diese spätere Bearbeitung unbedingt den Vorzug."[73]) Auch F. X. Sulzbach legt in seinem „Leben des heiligen Godehard"[74]) hauptsächlich die II. Vita zu Grunde, da er diese für die bessere hält. „Sie ist viel bündiger, kernhafter und gedrängter, und hat ohne Zweifel den Vorzug

[68]) H. Bresslau, Forschungen zur Brandenb. und Preuß. Gesch. Bd. I, S. 392. — Siehe Wattenbach. 6. Aufl. II, 25, Anm. 4,

[69]) Annahme Hüffers, S. XVIII. — Auch Aug. Potthast, a. a. O. nimmt das Jahr 1065 an.

[70]) Besonders Kap. 34.

[71]) „Miracula Sti. Bernwardi." Mon. Germ. hist. SS. IV, 782—786. — „De miraculis a Godehardo patratis." Ebd. SS. XI, 318—321.

[72]) A. a. O. S. 163.

[73]) A. a. O. S. 561.

[74]) Franz Xaver Sulzbeck, Leben des heiligen Gotthard. Regensburg 1863.

vor der ersten, die der Biograph in jugendlicher Begeisterung mit poetischen Anschauungen und Illustrationen zu sehr ausgeschmückt hat.“ [75]) Anders urteilt Lüntzel: „Die II. Vita ist von der ersten weit entfernt; man sieht deutlich, es soll gepriesen und geprunkt werden.“ [76]) „Aus dem Individuellen und scharf Bestimmten der ersten Vita ist die zweite durch hinzugefügten Wortschwall in das Allgemeinere und weniger Ausgeprägte hinübergeführt und verwässert.“ [77]) Auch Wattenbach (in der 1. Aufl.) schreibt der älteren Vita den „größeren Wert“ zu.[78])

Nach unserer Meinung ist die Vita II trotz der ersten eine durchaus dankenswerte Arbeit Wolfhers. Sie ist abgerundeter und abgeschlossener, zügelt den überladenen Satzbau der ersten, drängt den Gandersheimer Streit auf zwei Kapitel zusammen, bringt die Vorgeschichte des Klosters Altaich, die denkwürdige Geschichte des Einsiedlers Günther, den Tod Godehards und die Wunder bei seinem Tode, und das bedeutet: sie bringt dem Leser viel, nicht nur zur Vermehrung seines Wissens, sondern auch zur Erhebung des Herzens. Jedenfalls war sie im Mittelalter die Vita des heiligen Bischofs. Sie ist erhalten in 12 vollständigen und 7 fragmentarischen Handschriften.[79]) Auch in den gedruckten großen Sammelwerken vom 16. bis 19. Jahrhundert (Laurentius Surius, Christoph Brouwer, Jean Mabillon, Leibnitz etc. ist sie stets vertreten.[80])

Ein ziemlich komplizierter Streit über unsern guten Wolfher entstand unter den schon mehrfach genannten Historikern des vorigen Jahrhunderts über eine etwaige weitere schriftstellerische Tätigkeit. Der Vollständigkeit halber geben wir im folgenden die Stellungnahme der einzelnen Gelehrten, ohne uns in ihre oft weitschichtigen Beweisführungen zu verlieren.

Die erste strittige Frage ist: War Wolfher der Verfasser der „Hildesheimer Annalen“? Orientierend darüber ist H. Bresslaus Abhandlung: „Ist Wolfher der Verfasser der Annales Hildesheimenses minores? [81]) Die Gelehrten unterscheiden nämlich zwischen „Größeren Hildesheimer Annalen“, die verloren gegangen sind, und „Kleineren“, die noch vorliegen [82]) und nur ein Auszug aus den größeren sind. Eigent-

[75]) Ebd. Anhang. S. 235.
[76]) A. a. O. S. 234.
[77]) Ebd. 236.
[78]) A. a. O. S. 229.
[79]) Das Verzeichnis derselben bei Pertz, a. a. O. S. 164 f.
[80]) Desgl. 163 f.
[81]) Jahrbücher des deutschen Reiches unter Konrad II. S. 357—360.
[82]) Edd. Pertz, Mon. Germ. hist. SS. III, 18—116. — Auch Leibnitz, Scriptores rerum Brunsvigensium, I, 710—741. — Deutsch von Winkelmann, Berlin 1862.

lich ist es nur eine Tübinger Dissertation vom Jahre 1878,[83]) die den eigensinnigen Standpunkt vertrat, Wolfher sei der Verfasser der Hildesheimer Annalen, nicht der gesamten, sondern nur der sog. „Ersten Fortsetzung", die die Jahre 994—1040 behandeln. Da diese die Zeiten Bernwards und Godehards mit einschließen, bieten sie natürlich viele Vergleichungspunkte mit Wolfhers Angaben in den beiden Viten. Doch weder H. Bresslau noch G. Waitz noch Wattenbach schließen daraus auf die Autorschaft Wolfhers bezüglich der Hildesheimer Annalen. Sie sind der Ansicht, daß Wolfher vielleicht die Annales maiores benutzt hat und anderseits der Schreiber der minores wieder Wolfhers Schriften zu Rate zog. Der gleichen Ansicht sind auch Lüntzel,[84]) Winkelmann[85]) und Pertz.[86]) Also ist nicht anzunehmen, daß Wolfher der Verfasser auch nur eines Teiles der Hildesheimer Annalen ist.

Günstiger für Wolfher ist die andere Frage: Ist Wolfher an den Altaicher Annalen beteiligt? Hierüber berichtet uns Giesebrecht im Anhang seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit"[87]) und Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen, Bd. II, S. 19—22. Auch hier unterscheiden die Forscher größere und kleinere Altaicher Annalen. Überliefert waren nur die kleineren, die die Jahre 741—1033 behandeln,[88]) bis der Freiherr E. von Oefele 1867 die von Giesebrecht vermuteten Annales maiores in den Collectaneen seines Urgroßvaters fand.[89]) Untersuchungen des Inhalts und Vergleiche mit Wolfhers Vita II bestärken Giesebrecht in seiner Ansicht, daß Wolfher während seines Aufenthaltes in Altaich diese Annales maiores geschrieben habe; sie erweisen sich als eine Kompilation der Hersfelder und Hildesheimer Annalen und zwar bis zum Jahre 1032. Dieser Theorie stimmten Oefele, Kitt und Wattenbach zu; es widersprachen Ehrenfeuchter, Lindner, Steindorf und Kunze.[90]) Giesebrecht, der sich mit ihnen ausführlich auseinandersetzt, findet seine Ansicht nicht erschüttert und

[83]) Lenssen, Beiträge zur Kritik der Hildesheimer Geschichtsquellen.

[84]) A. a. O. S. 234.

[85]) A. a. O. Einleitung. S. VI.

[86]) A. a. O. S. 163.

[87]) Annalen und Geschichtsschreiber aus der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts. Bd. II, 570 ff. — Über die Annales Altahenses maiores. Bd. II, 584 ff.

[88]) Mon. Germ. hist. SS. XX, 774—775.

[89]) Edd. Giesebrecht und von Oefele, Monum. SS. XX, 782—824.

[90]) Giesebrecht (S. 584, Exkurs über die Annales Altahenses maiores) nennt: E. Ehrenfeuchter, Die Annnalen von Niederaltaich, Göttingen 1870. — H. Kitt, Die Entstehung der Altaicher Annalen, Lpg. 1871. — Th. Lindner, Über die Annalen von Niederaltaich, in den Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. XI, 529 ff. (1873). — E. Steindorffs kritische Erörterungen über die Annales Alt. in den Jahrbüchern des deutschen Reiches unter Heinrich III. Bd. I, 427 ff. (1875). — Wattenbach nennt: Kurze, Die Hersfelder und die großen Hildesh. Jahrbücher bis 984. Stralsund 1892.

urteilt abschließend: „Es liegt nirgends ein stichhaltiger Grund vor, den bezeichneten kompilatorischen Teil des Werkes bis 1032 jenem Hildesheimer (= Wolfher) abzusprechen.“ [91])

Auch ohne besondere wissenschaftliche Beweisführung hat die Vermutung viel für sich, daß Wolfher während seines Aufenthaltes in Altaich nicht nur studierte, sondern auch, seinem schriftstellerischen Triebe folgend, begann, den Mönchen eine Klosterchronik nach dem Muster der Hildesheimer und Hersfelder Annalen zu schreiben. So verstehen wir auch, daß der Abt Ratmund ihn so energisch drängte, doch auch das Leben seines Bischofs Godehard zu schreiben, und ihm in dem Priester Rumold einen sachverständigen Kenner zur Seite gab.

Noch eine letzte Untersuchung ist wenigstens kurz zu streifen. Wie schon bemerkt, fügte Wolfher in seiner Vita II, Kap 8 und 9 das Leben des Einsiedlers Günther ein. Nun aber findet sich in mehreren Handschriften (von Niederaltaich, Prag, Villingen) eine längere „Vita Guntheri Eremitae“ ohne Nennung des Autors. Vielfach in Druck herausgegeben (von Canisius, Mabillon, Leibniz und in den Acta Sanctorum), findet sie sich auch in den Monumenta im gleichen Bande, der die Schriften Wolfhers bringt.[92]) Diese Vita Guntheri erzählt in 13 Kapiteln das Leben des Eremiten, und zwar in Kap. 1—3 und Kap. 6 wörtlich so, wie es Wolfher in seiner II. Vita bringt. Mabillon hielt deshalb Wolfher für den Verfasser der Schrift. Ebenso meinte Lüntzel, Mabillons Ansicht habe „vielen Anschein“ für sich.[93]) Pertz dagegen nimmt an, daß ein Mönch aus dem Kloster Günthers bald nach dessen Tode der Verfasser sei; Wolfhers Name finde sich in keiner Handschrift, der Stil sei ein völlig anderer und die alberne Geschichte mit dem Pfau sei eines Wolfhers unwürdig.[94]) Auch Giesebrecht [95]) legt die Entstehung der Schrift in das Ende des 11. Jahrhunderts und hält sie für „eine dürftige Kompilation“ aus Wolfhers II. Vita. Diese Ansichten sind ohne Zweifel die richtigen. Die „Vita Guntheri“ ist außer den von Wolfher abgeschriebenen Kapiteln eine ganz wertlose, mit allgemeinen Redensarten und minderwertigen Wundergeschichten ausge-

[91]) A. a. O. S. 587.

[92]) Edd. Pertz. S. 276—279, nach dem Kodex der Prager Univers.-Bibliothek. XIII, D. 20.

[93]) A. a. O. I, 235.

[94]) Die Geschichte findet sich in Kap. 5 und erzählt: König Stephan von Ungarn setzte dem Einsiedler einen gebratenen Pfau vor und nötigte ihn zum Essen. Da Günther kein Fleisch essen wollte, betete er inbrünstig, und sogleich erhob sich der Pfau und flog lebend ins Freie.

[95]) A. a. O. S. 572.

füllte Heiligenlegende. Ein Wolfher mit seinem historischen Sinn hätte eine ganz andere, sachliche Arbeit geliefert.

Damit sind wir am Ende des Lebens und der Arbeiten Wolfhers angelangt. Wie verbrachte er seine letzten Lebensjahre? Der genannte Lenssen, der ihn für den Verfasser der Hildesheimer Annalen hielt, nahm an, daß Wolfher in seinen letzten Lebensjahren Mönch des Michaelisklosters zu Hildesheim geworden sei. Die Begründung dafür fand er in der Aufforderung des Abtes Adalbert an Wolfher, die Vita II des heiligen Godehard zu schreiben (siehe oben S. 11); ferner in Ausdrücken der Annalen, wo der Verfasser von „unserem Kloster" und „unserem Abt" redet. Die Widerlegung dieser Ansicht bringt H. Bresslau a. a. O. S. 358. Es liegt auch sonst keine Nachricht darüber vor. Wolfher konnte auch als Domkleriker vom Abt des Michaelisklosters aufgefordert, d. h. gebeten werden, doch noch einmal das Leben des Heiligen zu beschreiben, besonders da der erste Entwurf nicht den Tod und die Verherrlichung Godehards durch Wunder enthalten hatte. Wohl aber ist es möglich, daß Wolfher ebenso wie Thangmar in seinem Alter seinen Wohnsitz bei den Söhnen des heiligen Benediktus nahm und in ihrer Mitte das Leben ihres heiligmäßigen Vaters Godehard schrieb.

Wann Wolfher starb und wo die Stätte seiner ewigen Ruhe ist, wissen wir nicht. Aber unsere Darlegung dürfte gezeigt haben, daß wir ihm als Menschen, Priester und Gelehrten ein ehrenvolles Andenken schulden. Wer so wie Wolfher sein Leben unter dem Schutze und im Dienste des heiligen Godehard verbrachte, wer so innig und fromm die Feder führte, um Gott und seine Heiligen zu verherrlichen, der war nicht vom Geiste dieser Welt. Er erstrebte nicht die Gunst von Königen und Fürsten, sondern die Freundschaft innerlich gestimmter, glaubensstarker Männer wie Godehard, Albwin, Ratmund, Rumold, Othlo, Abt Adalbert und seine geistlichen Mitbrüder. Es ist die Welt des gläubigen Mittelalters, in der ein Wolfher und seine Freunde lebten, eine Welt, die inhaltreich, tief und sinnvoll war, in der die Menschen im Diesseits lebten und tatkräftig wirkten, aber zielbewußt nach dem Jenseits strebten.

Ehrenmitglieder

Se. Exzellenz, der Hochwürdigste Herr Bischof von Hildesheim,
Dr. Joseph Godehard Machens
Se. Eminenz, der Hochwürdigste Herr Kardinal Bertram,
Fürsterzbischof von Breslau

Der Vorstand des Vereins

Pastor Dr. Henkel, Erster Vorsitzender,
Borsum bei Hildesheim
Geh. Ober-Reg.-Rat Prof. Dr. Behrens,
Hildesheim, Stellvertr. Vorsitzender
Rektor Schiel, Schrift- und Kassenführer,
Hildesheim, Lucienvörderstraße 18

Postscheckkonto: Hannover 75458, Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim
Jahresbeitrag der Mitglieder des Vereins: 3 RM. Preis für das Einzelheft 1,50—3,00 RM
Geschäftsstelle: Hildesheim, Lucienvörderstraße 18 I

ENTSAUERT
PAL 01/2019

Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim
Verantwortlich: Die Redaktions-Kommission: Pastor Dr. Henkel, Vorsitzender, Borsum b. Hildesheim
Druck und Kommissionsverlag: Franz Borgmeyer, Buchhandlung, Hildesheim

